ReporterFORUM

Deutscher Reporterpreis 2020

Nominierungen in der Kategorie

Interview

Inhaltsverzeichnis

Andrea Böhm: “Unter uns das All” 1

Christoph Amend: “Alte Freunde sind erstaunt, dass ich immer noch da bin” 15

Elsa Koester: “Stehen. Atmen. Abdrücken.” 30

Hella Kemper: “Botschaften aus einer anderen Welt” 54

Stephan Lebert, Stefan Willeke:
“Deutschland ist voller Schwarzgeld, das war immer mein Glück“ 72

Felix Schröder, Dominik Stawski: “Weiterleben” 91

Emilia Smechowski: “Ich bin mit diesem Land noch nicht fertig” 104

Heinrich Wefing, Holger Stark: “Herr Leyendecker” 118

Susanne Kippenberger, Julia Prosinger: „Wofür ackern, ich bin doch ein Genie!“ 132

Unter uns das All

Die Erde ist bis in den letzten Winkel erkundet? Falsch. Da ist noch die Tiefsee: Fremde Wesen und bizarre Landschaften, Tausende Meter unter dem Meer. Eine amerikanische Biologin versucht, sie vor der Vernichtung zu retten

Von Andrea Böhm, DIE ZEIT, 23.01.2020

Es gibt, sagt sie, nichts Schöneres als den Abgrund. In die absolute Finsternis fallen, eingeschlossen in ein Gefährt aus Stahl, erfüllt von der Sehnsucht nach neuen Welten. Die Reise dorthin kommt ohne Countdown aus, ohne Feuer speiende Triebwerke und rasende Beschleunigung. Cindy Van Dovers Raumkapsel ist leise und langsam unterwegs, nicht einmal halb so schnell wie ein Fußgänger. Sie steuert keine fernen Planeten an, keine Monde oder Kometen. Ihr Ziel ist nicht das Weltall. Nicht der *outer space.* Sondern der *inner space.*

Inner space – so nennen Forscher wie Cindy Van Dover die Tiefsee.

Cindy Van Dover: Wir sinken circa 30 Meter pro Minute. Zuerst dringen noch Lichtstrahlen durch das Wasser und schaffen unzählige Schattierungen von Blau. Farben, so unglaublich, als wären sie nicht von dieser Welt. Das kann man nicht mit der Kamera einfangen, das muss man mit eigenen Augen gesehen haben.

Manchmal schwimmen Fischschwärme vorbei, Quallen, ein Hai. Ab etwa 500 Metern wird es völlig dunkel. Bis auf die Wolken leuchtender Organismen, die wie kleine Meteoritenschauer vorbeiziehen. Je nachdem, wie tief das Ziel liegt, setzen wir nach 1000, 2000, 3000, manchmal über 4000 Metern auf dem Boden auf. Erst kurz vorher schalten wir die Scheinwerfer an.

Man glaubte ja lange, dass es in dieser Tiefe kein Leben geben kann. Aber die Vielfalt der Tierwelt dort unten ist an manchen Stellen unglaublich. Viele Arten sehen wie außerirdische Wesen aus. Ich habe mir für meine Expeditionen immer wieder

neue Ziele am Meeresboden gesucht, also bin ich an vielen Orten gewesen, die zuvor noch kein Mensch gesehen hatte.

Ich hoffe so sehr, dass wir diese Welt dort unten schützen können.

Cindy Van Dover ist eine Frau, die seit Jahrzehnten gegen einen ebenso gewaltigen wie hartnäckigen Irrglauben kämpft. Er besagt, dass die Erde komplett erforscht und vermessen ist. Dass der Mensch in seiner Neugier längst in ihre letzten Winkel vorgedrungen ist, zu den einsamsten Inseln, auf die höchsten Berge, in die kältesten Eiswüsten. Dass es wirkliches Neuland nur noch weit draußen gibt, im *outer space.*

Cindy Van Dover sagt, sie müsse jedes Mal lächeln, wenn sie das höre. Welch ein absurder Gedanke.

Die Oberfläche der Erde ist zu 60 Prozent bedeckt von Tiefsee – also von jenen Meereszonen, in die kein Sonnenlicht vordringt. Über sie weiß die Menschheit weniger als über den Mond. Und was sie weiß, verdankt sie einigen wenigen Wissenschaftlern wie Cindy Van Dover, Meeresbiologin und einzige Frau, die ein U-Boot in Tausende Meter Tiefe gesteuert hat. Etwa hundertmal ist sie in die Dunkelheit hinabgereist, so oft wie kaum ein anderer, hat dort unten Landschaften und Lebewesen entdeckt. Jetzt, mit 65 Jahren und am Ende ihrer Karriere, beschäftigt sie sich vor allem mit ihrer eigenen Spezies, dem Menschen.

Die Forscherin steht vor einem gewaltigen Dilemma: Entdecker wie sie selbst bringen das Unberührte und oft sagenhaft Schöne ans Licht – aber auch das industriell Verwertbare. Indem sie der Menschheit den Meeresgrund erschließt, weist sie auch den Weg zu seiner Eroberung und Ausbeutung.

Unter Wasser steht der nächste Goldrausch bevor. Der Kampf um Rohstoffe, um Besitzansprüche und Abbaurechte.

Cindy Van Dover will die letzte große Terra incognita dieses Planeten vor der Zerstörung schützen. Auf Dauer, sagt sie, könne nur eines den Reichtum der Tiefsee bewahren: Die Menschheit müsse lernen, ihren *inner space* zu lieben.

Beaufort an der Küste des US-Bundesstaates North Carolina. Eine Kleinstadt mit 4000 Einwohnern, einem historischen Stadtkern, Gräbern aus dem Bürgerkrieg und dem Marine Lab, der Fakultät für Meereskunde der Duke University. Hier forscht und lehrt Van Dover. Sie ist eine zierliche Frau mit kurzem grauem Haar, bei Vorträgen in der Öffentlichkeit wie im persönlichen Gespräch zunächst zurückhaltend, als sei ihr das Interesse unangenehm. Aber das ändert sich schnell, wenn sie über die Tierwelt der Tiefsee zu erzählen beginnt.

Betritt man ihr Büro, fällt der Blick als Erstes auf ein etwa fußballgroßes Tier, konserviert in einem Glas mit Formaldehyd: Schuppenpanzer, eine Vielzahl an Beinen, ein Gesicht wie Darth Vader. Bathynomus giganteus, zu Deutsch: die Riesenassel, anzutreffen in bis zu 2000 Metern unter dem Meeresspiegel.

Cindy Van Dover hätte es vermutlich leichter, andere Menschen mit ihrer Begeisterung für die Tiefsee anzustecken, wären deren Bewohner etwas – nun ja, hübscher.

Cindy Van Dover: Warum soll sich irgendjemand um solche Wesen scheren? Das werde ich immer wieder gefragt. Wenn die Leute Unterwasser-Filme sehen, in denen der Ozean sonnendurchflutet und voller Farbenpracht ist, dann bekommen sie leuchtende Augen. Das ist ein Meer, das ihnen vertraut ist. Schwimmen dann noch ein paar Delfine oder Wale herum, sind alle begeistert. Und sie sind entsetzt, wenn sie sehen, was Öl-Lecks oder Plastikmüll dort anrichten. Dieses Meer wollen sie schützen.

Ich mag Delfine auch, aber meine Lieblingstiere sind ganz andere. Der Riesenröhrenwurm zum Beispiel: Der Körper steckt in einem langen weißen Schlauch, aus dem oben ein prachtvolles rotes Büschel herausragt. Ich kann mich gar nicht sattsehen, so schön und einzigartig finde ich das. Wenn andere ein Foto vom Röhrenwurm sehen, sagen sie: »Igitt!« Aber solche Wesen – und es gibt noch unzählige, die wir nicht kennen – werden die Entdeckungen des 21. Jahrhunderts sein!

Mich hat diese Welt schon als Kind begeistert. Aufgewachsen bin ich in New Jersey nahe der Atlantikküste. Meine Schulfreundinnen fanden Katzen und Ponys toll – ich war fasziniert von den Pfeilschwanzkrebsen am Strand. Diese Wesen sehen so völlig anders aus als alles, was uns vertraut ist: eine Schale wie ein Panzer, ein

stachelförmiger Schwanz, all die Beine und Augen. Sie existieren seit Millionen von Jahren. Lebende Fossilien. Ich wollte wissen, wie solche Wesen funktionieren und was es im Meer noch alles gibt. Damals drehte sich alles um das Weltall. Als 1969 die ersten Astronauten auf dem Mond landeten, war ich 15. Natürlich war das eine tolle Leistung, aber ich habe mich schon ein wenig über die ganze Aufregung gewundert. Es war doch klar, dass es da oben kein Leben gibt. Ich war überzeugt: In der Tiefsee ist viel mehr zu entdecken.

Die Menschen hat es immer schon nach oben gezogen. Zum Licht, zur Erlösung, zur Freiheit. Von Ikarus, dem jungen Mann aus dem Mythos, den die Flügel übermütig machten, bis zu Elon Musk, dem Milliardär aus dem Silicon Valley, der Raumschiffe für Reisen zum Mars bauen will.

In der Tiefe wartete die Finsternis. Unendlich tief und bedrohlich – so stellte man sich das Meer in der Antike vor. Eine Urgewalt, die eine ganze Stadt, Atlantis, verschlang. Im Mittelalter ließen Kartografen auf ihren Seekarten riesige Schlangen, Kraken und andere schaurige Wesen aus den Wellen aufsteigen, die Schiffe in den Abgrund zogen und Matrosen fraßen. Die Spuren solcher Urängste reichen bis in die moderne Wissenschaft. »Abyssal« nennen Geologen die Meeresschicht zwischen 2000 und 6000 Metern Tiefe, nach der biblischen Unterwelt, dem Aufenthaltsort von Dämonen und satanischen Monstern. Alles noch weiter darunter bis zum fast 11.000 Meter tiefen Marianengraben im Pazifischen Ozean heißt »Hadal«, nach Hades, dem griechischen Gott der Toten.

Um zu begreifen, wie fremd uns ein Großteil der Erde immer noch ist, muss man nur eine bathymetrische Karte anschauen. Die Bathymetrie ist die Wissenschaft von der Vermessung der Gewässerböden. Amerika oder Europa sind auf solchen Karten als eintönig-öde Landmassen abgebildet. Aber im Blau der Meere zeichnen sich unvertraute Konturen ab – zerklüftete Gipfel, tiefe Canyons, gigantische Becken.

Nur ein winziger Teil der Tiefsee ist überhaupt erst kartiert, darunter die größten Gebirgsketten unseres Planeten. Wie die rissigen Nähte um einen Lederball ziehen sie sich, 65.000 Kilometer lang, über den Meeresgrund; die oberirdischen Rocky Mountains kommen nur auf 4800 Kilometer Länge. Die Berge und Vulkane dieser

Mittelozeanischen Rücken markieren die Ränder der auseinanderdriftenden Kontinentalplatten. Der Meeresboden reißt dort immer wieder auf. Magma schießt nach oben, erkaltet im eisigen Wasser, formt neue Landschaften. Näher kann man der Urgewalt der Erde nicht kommen.

Entlang einer solchen Naht nordöstlich der Galapagos-Inseln fanden amerikanische Meeresgeologen im Februar 1977 mit dem Forschungs-U-Boot *Alvin* in 2500 Metern Tiefe den Garten Eden.

Das Boot – seit 1964 und bis heute im Einsatz – ist sieben Meter lang, hat einen dicken Bauch, Platz für drei Personen und einen Sauerstoffvorrat für drei Tage. *Alvin*schafft gerade mal zwei Knoten, weniger als vier Kilometer pro Stunde. Die Ozean-Version der Apollo stellt man sich schnittiger vor. Dabei war die Expedition von 1977 viel mehr als eine nasse Version der Mondlandung. Hier wurde nicht einfach nur eine ferne Welt erkundet. Die Erkenntnisse der Meeresforscher führten bald dazu, die damals gängigen Theorien über die Entstehung des Lebens auf diesem Planeten zu hinterfragen. Allen Lebens, an Land wie im Wasser.

Die Wissenschaftler stießen am pazifischen Meeresboden auf meterhohe Türme und Schlote, aus denen schwefelhaltiges Wasser, durch Magma erhitzt, herausschießt wie schwarzer Rauch. Die Existenz solcher Tiefsee-Geysire war vorher vermutet worden; nun war sie bewiesen. Aber als die Geologen in *Alvins* Scheinwerferlicht die *black smokers,* die »Schwarzen Raucher«, genauer betrachteten, trauten sie ihren Augen nicht. In einer Tiefe mit gewaltigem Wasserdruck, ohne Sonnenlicht, ohne Pflanzen, klebten an den Schloten armlange, golden schimmernde Muscheln. Teppiche weißer wuselnder Krebse. Und, dicht wie Schilfgras, weiß-rote Röhrenwürmer. Ein Wunder.

In diesem Moment war klar: Der Tiefseeboden ist keine gigantische Ödnis, wie Wissenschaftler lange geglaubt hatten. Er ist durchzogen von Oasen. Die Expedition von 1977 fand gleich mehrere, die üppigste taufte sie *Garden of Eden* .

Das Wunder – es wurde bald entschlüsselt: Was den Garten Eden erblühen lässt, ist die Chemosynthese.

Laien mögen sich an einen ähnlich klingenden Begriff aus dem Biologie-Unterricht erinnern: Fotosynthese, eine der genialsten Errungenschaften der Evolution, etwa 2,5 Milliarden Jahre alt. Aus Wasser und CO_2 produzieren Pflanzen ihre eigene Biomasse, dabei setzen sie ein Nebenprodukt frei, den Sauerstoff.

Die Fotosynthese arbeitet mit einer Energiequelle, einem Motor irdischen Daseins: dem Sonnenlicht. Mehr als 100 Milliarden Tonnen Pflanzen entstehen so jedes Jahr. Tiere und Menschen, die Sauerstoff atmen und sich von Pflanzen oder anderen Tieren ernähren – fast alle Lebewesen sind abhängig vom Licht der Sonne. Aber eben nur fast alle.

Denn nun war da der Garten Eden auf dem Grund des Meeres. All diese Geschöpfe, in tiefster Dunkelheit. Wie konnten sie dort überleben?

Das Sonnenlicht fällt am Meeresboden als Motor aus. Die Wissenschaftler erkannten bald, was in der Tiefsee an seine Stelle tritt: Die Schwarzen Raucher spucken Schwefelwasserstoff aus. Von dem ernähren sich Bakterien, die von winzigen Krebsen gefressen werden, die wiederum von größeren Krebsen gefressen werden, die wiederum Kraken und anderen Lebewesen als Nahrung dienen. Ein ganzes Ökosystem, in Gang gehalten von einer alternativen Energiequelle – der Chemosynthese.

Cindy Van Dover: Ich war noch Studentin, als das Geologen-Team mit *Alvin* die ersten Schwarzen Raucher entdeckte. Als ich davon las, hatte ich gerade meinen Bachelor in Umweltwissenschaften gemacht, hatte etwas Erfahrung mit Laborforschung und ein paar Veröffentlichungen vorzuweisen. Mir war sofort klar: Da will ich hin! Dann hörte ich von einer neuen großen Expedition am Ostpazifischen Rücken. Auf einer Konferenz bin ich einfach zum Forschungsleiter gegangen und habe gefragt, ob ich mitfahren kann. Zu meiner Überraschung hat der gesagt: »Klar, warum nicht?«

Am ersten Tag an Bord des Mutterschiffes, das *Alvin* und uns zum Ostpazifischen Rücken brachte, wurde ich seekrank, aber das war mir völlig egal. Hauptsache, ich war auf dem Schiff! Damals gab es für Neulinge wie mich natürlich keinen Platz bei den Tauchgängen mit *Alvin.* Das war den gestandenen

Wissenschaftlern vorbehalten. Ich durfte die Krebse analysieren, die beim Aufstieg am U-Boot hängen geblieben waren – also die Reste, die sonst keiner wollte.

Auf einer der nächsten Expeditionen durfte ich dann zum ersten Mal an einem Tauchgang teilnehmen. Den Tag werde ich nie vergessen. Wir landeten in über 2000 Metern Tiefe, der Pilot machte die Scheinwerfer an – und ich blickte durch kristallklares Wasser auf riesige Bündel von Röhrenwürmern.

Für uns Biologen tat sich nach der Entdeckung der ersten Tiefsee-Geysire eine völlig neue Welt auf. Wir wissen bis heute nicht, wie viele solcher hydrothermalen Quellen es gibt – die Schwarzen Raucher sind ja nur eine Variante davon. Einige Hundert sind bislang entdeckt worden. Wahrscheinlich existieren über tausend. Jede hat eine andere Biologie. Jede ist wie eine lebende Enzyklopädie für chemische und biologische Prozesse auf diesem Planeten. Die neuen Lebewesen, die wir dort unten finden – und wir finden ständig neue –, sind nicht nur faszinierend, weil sie so bizarr aussehen. Nehmen Sie den Röhrenwurm. Diese Tiere sind der Inbegriff des Seltsamen: Ein solcher Wurm kann ausgewachsen so groß werden wie ein Mensch, hat weder Mund noch Magen, beherbergt aber Kolonien von Bakterien. Die versorgt er mit aufgelösten Chemikalien und bekommt von ihnen wiederum Nährstoffe. Es ist einfach unglaublich, wie sich solche Wesen an eine extrem feindselige Umgebung angepasst haben.

Wir Meeresforscher sind immer wieder neidisch, weil so viel mehr Geld in die Weltraumforschung fließt. Aber inzwischen weiß auch die Nasa, wie wichtig unsere Entdeckungen sind.

Die Wissenschaftler der Weltraumbehörde fahnden seit mehr als 60 Jahren nach Leben im All oder zumindest winzigen Spuren davon. Anfangs hielten sie Ausschau nach Anzeichen von Fotosynthese auf anderen Himmelskörpern. Ohne Erfolg. Als sie begriffen, dass die Meeresforscher Orte gefunden hatten, an denen unter extrem dunklen, heißen und unwirtlichen Bedingungen Leben existiert, weiteten sie ihre Forschung aus.

Heute suchen Astrobiologen nach Anzeichen von Chemosynthese. Besonders intensiv auf zwei Trabanten: dem Saturnmond Enceladus und dem Jupitermond

Europa. Beide sind vereist, unter den Eisflächen befinden sich offensichtlich Ozeane, und dort spielen sich womöglich ähnliche chemische Prozesse ab wie an den Geysiren der irdischen Tiefsee. Beide Monde könnten – dieser Konjunktiv ist sehr wichtig – Bedingungen für die Existenz von Mikroorganismen aufweisen.

Die Kleinteilchen wiederum könnten die Vorstufe von Lebensformen sein, wie wir sie kennen.

Viele Forscher gehen heute davon aus, dass auf unserer Erde alles Leben eine gemeinsame Urgeschichte hat. Die begann lange vor der Fotosynthese, und sie spielte sich vermutlich rund um die hydrothermalen Quellen der Tiefsee ab. Womöglich schwappte dort die »Ursuppe im Kessel des Hexers«, wie Cindy Van Dover einmal geschrieben hat. Allerdings nicht beim Garten Eden oder bei weiteren Schwarzen Rauchern, sondern rund um Geysire mit anderen chemischen Reaktionen. Zum Beispiel in der »Verlorenen Stadt«. *Lost City* heißt ein imposantes Feld mit fast weißen Kalksteinschloten von bis zu 60 Metern Höhe, das vor 20 Jahren im Atlantik entdeckt wurde. In den weißen Schloten gibt es, ähnlich wie an Land in den Wänden einer Kalksteinhöhle, kleine Poren. Dort könnte sich vor über vier Milliarden Jahren so etwas wie die erste Ur-Zelle entwickelt haben, der Grundbaustein des Lebens, dessen Nachfolger später den Sprung an Land schafften.

Der Gedanke, dass alles Dasein – von der Amöbe über den Dinosaurier bis zum Menschen – letztlich einer trüben Brühe in Tausenden Metern Tiefe entsprang, ist gewöhnungsbedürftig.

Cindy Van Dover: Ich träumte schon lange davon, *Alvin* einmal selbst zu steuern. An Bord gibt es ja nur Plätze für einen Piloten und zwei Passagiere. So viele Wissenschaftler wollen auf den Meeresboden, also dauert es, bis man drankommt. Weil es nur wenige ausgebildete Piloten gibt, tauchen die viel häufiger. Also beschloss ich, Pilotin zu werden, was noch nie ein Wissenschaftler gemacht hat. Die *Alvin*- Crew sagte zu mir: »Schreib uns erst mal eine Wartungsanleitung.« Bis dahin gab es nämlich keine. Ich habe mir alle Konstruktionspläne besorgt, habe mir angesehen, wie sie *Alvin* bei einer Generalüberholung auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt haben, und dann den Entwurf für das Handbuch geschrieben.

Gleichzeitig saß ich an meiner Dissertation. Als ich meinen Doktortitel hatte, bin ich gleich am nächsten Tag in die Piloten-Ausbildung eingestiegen. Die war verdammt hart. Ein paar der Männer machten sehr deutlich, dass sie mich da nicht haben wollten. Sie wollten, dass ich aufgebe. Aber ältere Mitglieder der Crew haben mich unterstützt. Die Prüfung habe ich dann bestanden. Ich bin immer noch die einzige Frau, die den Pilotenschein hat.

Alvin hat schon viel erlebt. 1986 konnten Wissenschaftler mit *Alvin* erstmals zum Wrack der *Titanic* tauchen. Ich habe mich bei meinen Tauchgängen immer sicher gefühlt. Okay – es gab Situationen, in denen nach der Landung auf dem Meeresboden irgendetwas nicht funktionierte. Bei einem Problem mit der Elektrik muss man im Extremfall alle Geräte nacheinander ausschalten, um die Fehlerquelle zu finden. Wir nennen das: »das Boot auf tot stellen«. Ein- oder zweimal habe ich sogar die Notbeleuchtung ausgeschaltet. Wenn man in absoluter Stille und Finsternis ein paar Tausend Meter tief im Meer sitzt, wird einem schon unheimlich.

Ein anderes Mal steckte ich am Grund fest. Egal, was ich tat, *Alvin* stieg einfach nicht auf. Der Wissenschaftler neben mir sprach schon letzte Worte an seine Frau in die Kamera. Das fand ich nicht sehr hilfreich. Ich habe uns nach einer Weile dann doch heil an die Oberfläche gebracht. Es stellte sich heraus, dass jemand bei der Wartung den Unterbodenschutz nicht richtig festgeschraubt hatte, deshalb waren beim Manövrieren am Meeresboden zentnerweise Sand und Sedimente in den Zwischenraum geraten.

Ich habe über Jahrzehnte für diese Tauchgänge gelebt. Jetzt tauche ich nicht mehr. Ich weiß, dass meine Studenten inzwischen mehr davon haben als ich. Die jungen Wissenschaftler können es kaum erwarten, die Tiefsee einmal mit eigenen Augen zu sehen. Ich kann das so gut verstehen. Allerdings arbeiten wir inzwischen immer mehr mit ROVs, mit ferngesteuerten Fahrzeugen. Das klingt natürlich nicht so abenteuerlich, und bemannte U-Boote wie *Alvin* werden immer noch gebraucht. Aber ein ROV kann viel länger unter Wasser bleiben und von unten Live-Bilder zum Mutterschiff senden, wo das gesamte Team von Wissenschaftlern zusehen und gemeinsam Entscheidungen treffen kann. Sosehr ich das bemannte Tauchen liebe: Die ROVs ermöglichen eine demokratischere Form der Forschung.

Die Bilder, die solche *remotely operated underwater vehicles* aufnehmen, sind spektakulär. Im Scheinwerferlicht der Kameras tauchen Anglerfische auf: Wesen mit monströsen Zähnen und einem Leuchtfaden zum Anlocken der Beute, der ihnen wie eine Antenne aus dem Kopf wächst. Oder rosafarbene Riesenasseln, die wie eine ozeanische Müllabfuhr gesunkene Wal-Kadaver abnagen. Durchsichtig schimmernde Seegurken, die auf kurzen Stummelbeinen herumwandern. Dumbo-Oktopusse mit Flossen wie Elefantenohren und treuherzigen Kinderaugen. Weiße Yeti-Krabben mit langen, dicht behaarten Scheren, die an das Fell des angeblichen Schneemenschen erinnern. Schwarze Schnecken, die Haus und Fuß mit Eisensulfiden aus den Tiefsee-Geysiren gepanzert haben, gegen Räuber und kochend heiße Temperaturen.

Wer an die Schöpfung glaubt, mag sich beim Anblick dieser Wesen einen Gott vorstellen, der am siebten Tag nicht ruhte, sondern es nach einem dicken Joint noch einmal richtig krachen ließ. Cindy Van Dover glaubt nicht an Gott, sondern an die Macht der Evolution.

Die Yeti-Krabbe hat sie mit einem französischen Kollegen im Pazifik entdeckt, die eiserne Schnecke im Indischen Ozean. Chrysomallon squamiferum, so der Fachname der Schnecke, schaffte es später in die Liste der zehn »erstaunlichsten Unterwasser-Lebewesen«, aufgestellt vom World Register of Marine Species.

Die Schnecke hat nicht nur bei den Dokumentaren der Biodiversität für Aufsehen gesorgt, sondern auch bei Materialwissenschaftlern. Ihr Haus ist so robust, dass seine stoffliche Struktur Grundlage für bessere Schutzwesten, Helme oder Autoverkleidungen sein könnte.

Der menschliche Erfindergeist hat oft Anleihen bei der Natur genommen. Flugmaschinen, Echolot, Spritzen, Saugnäpfe, medizinische Wirkstoffe – immer wieder gaben Tiere und Pflanzen die Ideen. Für Bioniker, die die Übertragung natürlicher Phänomene in die Technik erforschen, hat sich der Meeresboden zu einer riesigen Schatzgrube entwickelt, ebenso für Biomediziner. Vor allem die Ökosysteme rund um die hydrothermalen Quellen.

Die Bioniker und Biomediziner wollen vom Lebensraum Tiefsee nur lernen. Andere wollen mehr.

Der Hype um den Meeresbergbau begann mit einem Mann, den es immer nach oben, in die Lüfte, nicht in die Tiefsee gezogen hatte. Der exzentrische Milliardär Howard Hughes lebte von 1905 bis 1976 und war berühmt für seine Flugzeug-Obsession. Zwei Jahre vor seinem Tod aber machte er Schlagzeilen mit einem neuen Plan: Aus Tausenden Metern Tiefe wollte er wertvolle Rohstoffe emporholen. Ein Schiff dafür gab es auch schon, die *Hughes Glomar Explorer,* ausgerüstet mit einem riesigen Kran und Bohrgeräten. An den Börsen stiegen die Aktien von Bergbaufirmen, die Anleger glaubten, die Firmen würden Hughes folgen. Wenn dieser Visionär sich in die Tiefsee aufmachte, musste dort ein Riesengeschäft warten.

In Wahrheit war die *Hughes Glomar Explorer* im Auftrag der CIA unterwegs. Die Crew des Schiffes interessierte sich auch nicht für Rohstoffe. Sie wollte ein sowjetisches U-Boot mit Atomraketen bergen, das im Pazifik gesunken war. Hughes hatte nur seinen Namen hergegeben, um Moskau in die Irre zu führen. Die Bergung misslang, und amerikanische Journalisten enttarnten das Geheimprojekt.

Der große Hype um die Rohstoffe in der Tiefsee hatte mit einer Lüge begonnen.

Gigantische Maschinen, die Tausende Meter unter dem Meeresspiegel den Boden umpflügen? Die junge Cindy Van Dover, auf dem Sprung in ihre Karriere als Forscherin und Entdeckerin, konnte sich so etwas Ende der Siebziger nicht vorstellen. Vierzig Jahre später gibt es nicht nur die ersten Prototypen für ferngesteuerte Tiefseebagger, sondern auch finanzkräftige Investoren. Der Logistikkonzern Maersk, das Rüstungsunternehmen Lockheed Martin, chinesische Staatskonzerne, auch die deutsche Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe – sie alle erkunden derzeit Vorkommen auf dem Meeresboden. Gold. Silber. Nickel. Kupfer. Kobalt. Seltene Erden. Abgelagert in verlockend hoher Konzentration in sogenannten Manganknollen, die wie Kartoffeln auf Feldern von mehreren Hunderttausend Quadratkilometern liegen. Oder an den verkrusteten Hängen der Seegebirge. Oder in den Schloten der hydrothermalen Felder.

Jede Entdeckung eines solchen Feldes, jedes Aufspüren eines Schwarzen Rauchers durch Forscher wie Cindy Van Dover ist ein Triumph der Wissenschaft – und eine Botschaft an Bergbaufirmen: Hier gibt es etwas zu holen.

Im Jahr 1982, wenige Jahre nach der Affäre um die *Hughes Glomar Explorer,* erklärten die Vereinten Nationen die Tiefsee und ihre Ressourcen zum »gemeinsamen Erbe der Menschheit«, das vor Schaden zu schützen sei und dessen Erträge gerecht unter den Völkern der Erde zu verteilen seien. Ein klares Bekenntnis zu einem globalen Gemeinwohl – in dem allerdings ein Widerspruch steckt: Um die Erträge zu verteilen, muss man sie erst einmal emporholen, und das kollidiert mit dem Auftrag zum Schutz der Tiefsee. Die International Seabed Authority (ISA), die Internationale Meeresbodenbehörde mit Sitz in Jamaika, soll diesen Widerspruch austarieren.

Ausbeuten oder bewahren? Die Frage ist komplizierter, als man denken könnte. Die Tiefsee hält mit ihrer Tierwelt die großen Entdeckungen des 21. Jahrhunderts bereit und ebenso die Rohstoffe für eine bessere Zukunft. Vor allem Kobalt, einen essenziellen Bestandteil von Batterien, die unverzichtbar sind für eine globale Energiewende, weg von Benzin und Diesel, hin zum Klimaschutz.

In Ländern wie dem Kongo wird in den Kobaltminen nicht nur der Rohstoff, es werden dort auch die Arbeiter ausgebeutet. Investoren präsentieren den Tiefseebergbau deshalb als ökologischen und sozialen Dienst an der Menschheit. Und sie sind geschickte Lobbyisten bei der ISA in Jamaika, die der zentrale Schauplatz des Konflikts um die letzte große Terra incognita ist. Demnächst will die Behörde die ersten Förderlizenzen vergeben. Gerade diskutieren sie bei der ISA auch die Richtlinien für den Abbau: was die Firmen zu tun haben, um Umweltschäden zu vermeiden – und wie sie für entstandene Schäden haftbar gemacht werden können. Noch in diesem Jahr soll das Regelwerk verabschiedet werden. Dann könnte der Goldrausch beginnen.

Eigentlich müsste Cindy Van Dover jetzt gemeinsam mit Umweltschützern auf die Barrikaden gehen, um ihn im letzten Moment zu verhindern.

Cindy Van Dover: Da werden Sie mich nicht finden. Ich bin weder grundsätzlich für den Tiefseebergbau noch dagegen. In der Frage will ich neutral sein. Mir geht es darum, mit meiner Arbeit Wissen für politische Entscheidungen

bereitzustellen. Ich rede auch mit den Bergbaufirmen. Ein Unternehmen habe ich auch mal beraten.

Natürlich ist Bergbau grundsätzlich zerstörerisch. Am Meeresboden dürfte es fast unmöglich sein, einmal ruinierte Biodiversität wiederherzustellen. Aber wenn der Bergbau denn beginnt, müssen wir Wissenschaftler Fragen zur Vielfalt, zur Widerstandskraft und zu anderen Aspekten dieses Ökosystems beantworten, damit wenigstens die besten Umweltrichtlinien beschlossen werden können.

In meinem Land, den USA, wurden einst Nationalparks gegründet, um die Landschaft vor dem Rohstoffhunger zu schützen. Das kann man unter Wasser auch tun. Schutzgebiete am Meeresboden – viele Meeresforscher unterstützen das. Da gab es Fortschritte in den vergangenen Jahren. Kanada hat in seinen Hoheitsgewässern ein Tiefseegebiet unter Schutz gestellt, in dem sich einige der spektakulärsten hydrothermalen Quellen befinden. Die USA haben das Schutzgebiet Mariana Arc of Fire National Wildlife Refuge eingerichtet, mit dem Marianengraben, dem tiefsten Punkt der Erde. Eine ganze Reihe weiterer Länder haben inzwischen Schutzgebiete in der Tiefsee.

Die Tiefsee wird jetzt schon von so vielen Umweltfolgen beeinflusst: Trawler fischen 2000 Meter unter der Wasseroberfläche, die Wassertemperatur steigt, die Ozeane versauern, Sauerstoff geht verloren, Strömungen verändern sich. Als ich jünger war, ging ich davon aus, der Klimawandel werde so weit unten so schnell keine Spuren hinterlassen. Das sehe ich heute anders. Die Tiefsee verändert sich viel schneller, als ich je dachte.

Man habe »zu spät bemerkt, was besser unterblieben wäre«. So lakonisch hat der Naturforscher, Weltumsegler und Dichter Adelbert von Chamisso Anfang des 19. Jahrhunderts die zerstörerischen Folgen des Entdeckens beschrieben.

Anstatt weiter in den Abgrund zu tauchen, reist Cindy Van Dover heute von Konferenz zu Konferenz, um von der unbekannten Welt der Tiefsee zu berichten. Sie warnt vor den Folgen politischer und ökonomischer Entscheidungen, deren Tragweite heute, im Jahr 2020, kaum jemand einschätzen kann. Viele Umweltaktivisten werfen der ISA, der Behörde zum Schutz des Meeresbodens, Kungelei mit Investoren und

Konzernen vor. Immerhin: Der ungezügelte Goldrausch ist noch keine ausgemachte Sache. Dies ist die erste Jagd nach Bodenschätzen, über deren Eingrenzung verhandelt wird, bevor sie richtig begonnen hat.

Van Dover hofft darauf, dass sich die Argumente der Wissenschaft durchsetzen. Sie hofft, dass möglichst viele Menschen, die in ihrem Leben niemals an den Meeresboden reisen werden, in diesem Teil der Natur etwas Schönes und Schützenswertes erkennen können. So wie sie selbst.

In ihrem Büro steht nicht nur die Riesenassel mit den vielen Beinen und dem Darth-Vader-Gesicht. Cindy Van Dover blickt bei ihrer Arbeit auch auf eine Skulptur mit dem Abbild von Chrysomallon squamiferum, der Schnecke mit dem Eisenpanzer, perfekt geschwungen, eine Schönheit in Schwarz. Im Lebensraum der Schnecke, drei hydrothermalen Quellen im Indischen Ozean, hat die ISA Erkundungslizenzen an Bergbaufirmen vergeben. Deswegen hat die Weltnaturschutzorganisation Chrysomallon squamiferum nun auf ihre Rote Liste gesetzt – als erste Tierart, die durch den Tiefseebergbau vom Aussterben bedroht ist.

»Alte Freunde sind erstaunt, dass ich immer noch da bin«

Flucht vor den Nazis, Rückkehr nach Europa als amerikanischer Soldat und eine Karriere im deutschen Fernsehen: Der Autor Georg Stefan Troller, 98, blickt zurück auf sein Jahrhundertleben

Von Christoph Amend, ZEITmagazin Nr. 6 vom 30.01.2020

Herr Troller, vor Kurzem haben die neuen Zwanzigerjahre begonnen, Sie können sich noch an die letzten erinnern – Sie sind 1921 geboren.

Ich musste zum Jahreswechsel daran denken, wie schockiert ich als Achtjähriger war, als aus den 1920ern die 1930er-Jahre wurden und sich die Kennziffer 2 in die Kennziffer 3 verwandelte.

Ein scheinbar harmloser Kindheitsmoment.

Wissen Sie, dass ich mit meiner Geschichte das neue Jahrtausend erleben würde, war schon eine Überraschung. Dass ich auch noch die neuen Zwanziger erlebe – unglaublich. Aber was soll man machen, man nimmt es hin, wie heutzutage alles.

Welche Erwartungen haben Sie für diese neuen Zwanziger?

Da ich die alten Zwanziger und Dreißiger erlebt habe, bin ich persönlich etwas pessimistisch. Es kommt wieder eine Zeit, in der die Leute lieber glauben wollen als wissen, sich lieber einer schönen Illusion anheimgeben, als sich der miesen Realität zu stellen. Es kommt eine Zeit der gefährlichen Träumerei auf uns zu. Man sieht es bereits mit den Diktatoren, die überall auftauchen – oder den Trumps.

Den Populisten, meinen Sie.

Den Volksverführern. Populisten hieße ja eigentlich, dass sie für das Volk sind, aber davon kann keine Rede sein. Sie wollen sich das Volk untertänig machen, sie wollen sich damit selbst in Szene setzen und ihre Statur vergrößern.

Wir treffen uns hier in Ihrer Pariser Wohnung im 7. Arrondissement an einem Donnerstag im Januar, die Stadt ist lahmgelegt vom Streik. Wie geht es Frankreich, dem Land, in dem Sie seit über 70 Jahren leben?

Ich bin ein Anhänger von Macron. Er wollte die Krusten der französischen Gesellschaft aufbrechen. Das hat bisher noch jeder französische Präsident gewollt – es ist keinem gelungen. Eine Weile sah es so aus, als würde Macron sich durchsetzen. Aber nun hast du diese Aufstände von Leuten, die für bessere Renten kämpfen. Das ist sehr bezeichnend für unsere Zeit und für uns Alte, die vor allem an ihre Renten denken.

Altersarmut ist ein großes Thema.

Natürlich, aber früher ging es in Frankreich immer um große Ideen, auch wenn sie sich später als Illusionen herausstellten, wie etwa Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Jetzt geht es nur noch darum, wie viele Euro man bekommen wird, das ist schon eine Enttäuschung. Macron wird zuletzt nachgeben, es wird das Ende seiner Reformbewegung sein. Er konnte die Leute nicht begeistern.

Am Anfang schon!

Ja, weil er Marine Le Pen geschlagen hat. Und weil er an de Gaulle erinnerte. Aber diese Begeisterung ist schnell abgesackt, das ist ewig schade. Gäbe man ihm die Chance, er könnte nicht nur Frankreich, sondern auch Europa wieder zusammensetzen aus den Stücken, in die es momentan zerfällt.

Im Dezember haben Sie Ihren 98. Geburtstag gefeiert.

Wir hatten über 20 Leute da, trotz des Streiks. Es war sehr nett.

Wurden Reden gehalten?

Nein, nein, es wurde viel gequatscht, aber die 98 wurde gar nicht erwähnt. Was soll ich sagen: Die Zahl erzeugt ohnehin mehr Verblüffung als Bewunderung. Und je älter man wird, desto mehr kommt es auf die Bewegungen des Herzens an – dass man liebt, dass man Freunde hat, dass man geliebt wird. Früher war das Kreative das Wichtigste, das balanciert sich jetzt aus. Man telefoniert, schreibt sich Postkarten. Manchmal spreche ich alte Freunde, die sich erkundigen, wie es mir geht, und erstaunt sind, dass ich noch immer da bin.

Sie lächeln.

Das ist mir mehrmals passiert! Einmal kommt ein Typ auf der Straße auf mich zu, ein gut aussehender Junge, und sagt: »Verzeihung, sind Sie Herr Troller?« Ich sage: »Ja.« – »Ach, ich dachte, Sie seien schon lange tot!«

Wie haben Sie reagiert?

Mit Humor, wie sonst? Vor ein paar Jahren gab ein Verleger ein Buch über französische Chansonsängerinnen heraus. Ich hatte einmal ein Porträt über die Sängerin Barbara veröffentlicht, das hat er sich einfach unter den Nagel gerissen.

Ohne Sie zu fragen?

Ja. Ich rufe ihn also an und frage: »Wie kommen Sie dazu, ohne mich auch nur zu verständigen? Von einem Honorar will ich erst gar nicht reden.« Da sagt er: »Ich wusste ja nicht, dass Sie noch leben.«

Herr Troller, wenn Sie an Ihre Kindheit im Wien der Zwanzigerjahre denken – was fällt Ihnen als Erstes ein?

Wie eng die Familien zusammenhielten, die Familien meiner Mutter und meines Vaters, auch die entfernteren Verwandten, die in Mähren lebten. Wir Juden mussten eine Schutz- und Trutz-Gemeinschaft bilden, um zu überleben. Zu dieser Gemeinschaft gehörte ich von Anfang an, und ich wollte ihr von Anfang an so schnell wie möglich entkommen.

Warum das?

Ich wollte der größeren Gemeinschaft angehören, die das Wort führte, also jener der nicht jüdischen Österreicher. Ich wollte nicht mehr Ausnahme-Mensch sein, ich wollte nicht mehr verachtet werden. Und ich wollte nicht mehr auf der Straße angepöbelt werden.

Das ist Ihnen auch als Kind schon passiert?

Die ganze Zeit, ja. Da kamen irgendwelche Jungs auf mich zu, rissen mir die Mütze vom Kopf, warfen sie in einen Baum hinein und sagten: »Jetzt kletter mal hoch, du Aff.« Oder einmal, ich war erkältet, habe ich auf der Straße kurz ausgespuckt, da lief eine Krankenschwester an mir vorbei und sagte: »Ich weiß eh, dass ihr Juden auf uns spuckt.« Mit so etwas musste man leben, und unter den Nazis wurde es noch härter.

Ihr Vater war ursprünglich von seinem Vater nach Wien geschickt worden.

Es war wie bei den Rothschilds, nur kleiner. Der Pelzhandel der Familie wurde auf drei Städte aufgeteilt, Prag, Brünn, Wien, jeder der drei Brüder zog in eine der Städte, und mein Vater ging nach Wien. Man vertraute sich und handelte untereinander.

Es war die Zeit der K.-u.-k.-Monarchie, als Wien die Hauptstadt eines riesigen Reichs war, Osteuropa und der Balkan gehörten dazu, selbst Teile von Italien.

K. u. k., ja, kaiserlich und königlich, davon schwärmte man auch zu meiner Zeit.

Über Ihre Mutter haben Sie einmal geschrieben, sie sei »Gutmütigkeit und Nachgiebigkeit in Person« gewesen.

Ja, bei unserer letzten Begegnung vor ihrem Tod hat sie mir gesagt: »Wirf dein Leben nicht weg, wie ich meines weggeworfen habe.«

Wie war Ihr Vater?

Ein typischer deutscher Spießbürger. Er sah gar nicht jüdisch aus, kahlköpfig, Schnurrbart, klein gewachsen. Er war sehr von seiner Mission als Erzieher überzeugt, belehrend. Einmal im Monat ging er ins kunsthistorische Museum und einmal im Monat ins naturhistorische Museum, immer mit mir.

Ihrem Gesichtsausdruck entnehme ich, dass Sie gerne auf diese Besuche verzichtet hätten.

»Bilde dich«, hat er immer gesagt, »mach was aus dir, tu was.«

Was Sie ja auch gemacht haben.

Aber damals – na ja. Immerzu musste ich Gedichte auswendig lernen, das war auch sehr deutsch: »Sag mir mal was vom Faust!« Den Faust-Monolog kann ich bis heute. »Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medizin ...« Das assimilierte Judentum in Österreich und Deutschland war bildungssüchtig, es ging darum, sich weiterzuentwickeln, auch was die Geschäfte betraf. Eines der größten Steueraufkommen damals in Österreich kam von den Juden. Vor allem aus dem sogenannten Fetzenviertel, in dem wir wohnten ...

... dem Textilviertel mit vielen Geschäften ...

... genau, auf diesem Viertel beruhte die ganze Wiener Sezessionskunst, Klimt, Schiele, Wiener Werkstätte, das wurde von Juden gekauft, gesponsert und gesammelt. Ist alles verloren gegangen. Egon Schiele war sehr pedantisch, er hat eine Käuferliste geführt, die ich später einmal einsehen konnte. Die Hälfte seiner Käufer waren Juden, und das bei einem Bevölkerungsanteil von vielleicht drei Prozent.

Es gab noch ein zweites, ganz anderes jüdisches Viertel in Wien, die sogenannte Mazzesinsel.

Dort lebten die armen Ostjuden, sie machten ihre Geschäfte unter härtesten Bedingungen, zogen viel über Land, sie wurden nur verachtet und gehasst. Der Schriftsteller Arthur Schnitzler kam von dort. Auch ich wollte mich aus alldem lösen, ich war ein geistiger Mensch, ich wollte Dichter werden.

Stimmt es, dass Sie bereits als Jugendlicher ein Heftchen hatten, auf dem stand: »Georg Trollers gesammelte Werke«?

Stimmt! Mit 16 oder 17 habe ich mir eine Schreibmaschine geliehen und meine gesammelten Gedichte in das Heft hineingetippt. Weiß Gott, was daraus geworden ist.

Das Heft haben Sie verloren?

Es blieb ja alles zurück.

Wegen der Flucht.

Ja. Ich weiß noch, dass ich in dem Heft eine autobiografische Skizze hatte, da schrieb ich: »Ich bin ein hinter Pessimismus schlau verborgener Optimist.« Das stimmt genau, bis heute. Erstaunlich. Alles passiert nur dem, der es früh erträumt hat, der versucht, es durchzuziehen, ohne immer genau zu wissen, was er tut. Jedenfalls war es bei mir so. Später habe ich manchmal darüber nachgedacht, woher der Erfolg kam, den ich ja dann doch hatte – das waren alles kindliche Vorstellungen von mir selbst. Man soll seine eigene Kindheit nie verachten; Kinderträume werden oft belächelt, dabei stimmen sie meistens. Ein Satz aus dem Heft von damals fällt mir noch ein: »Ich bin ein Dichter, und das will ich bleiben.«

Sie sind Autor geworden, haben für das Fernsehen und für Zeitschriften gearbeitet und viele Bücher geschrieben. Ihr aktuelles liegt vor Ihnen hier auf dem Tisch, »Liebe, Lust und Abenteuer«.

Und auf diesen drei Dingen beruht mein Leben, verdammt noch mal! Das war alles, was ich wollte.

Sie sagen, dass Sie früh raus in die Welt wollten. Die Nationalsozialisten haben Sie dann gezwungen, das unter dramatischen Umständen zu tun: Sie sind mit Ihrer Familie 1938 in die Tschechoslowakei geflohen, später nach Frankreich, dann in die USA.

Ich habe mehr und das auch noch früher erlebt, als ich es erwartet hatte. Mit 16 nachts mit einem Schmuggler über die Grenze und von da an alles nur noch illegal, ohne Papiere.

Was ging Ihnen in dieser Nacht durch den Kopf?

Mutter hatte das Köfferchen gepackt, Hemden, Unterhosen. Plötzlich die Frage: Habe ich auch mein Lieblingsbuch mitgenommen? *Die letzten Tage der Menschheit* von Karl Kraus. Diese störrische, zynische Art, mit der man ja auch andere Menschen betrachten kann, bevor man anfängt, sie zu lieben – das habe ich von Karl Kraus. Eine meiner ersten amerikanischen Freundinnen hat mich gefragt: »Musst du denn immer so aggressiv sein?« Ich habe ihr geantwortet: »Das bin nicht ich, das ist Karl Kraus!«

Wegen der Flucht mussten Sie alles hinter sich lassen.

Es war ein Schock, herausgerissen aus der Schule, weg von den Freunden, man hat sich ja geliebt.

Ich habe gelesen, dass Sie in Wien einen antisemitischen Deutschlehrer hatten, den Sie nie vergessen haben.

Professor Müller. Nach dem Krieg wohnte er in der russischen Zone, er ging mit einer Mappe herum, ein russischer Soldat sagte, er solle die Mappe aufmachen, aber ein deutscher Professor macht seine Aktenmappe nicht auf Befehl auf. Da hat der Soldat ihn erschossen. Professor Müller war aus dem Sudetenland, er hasste Juden und Tschechen gleichermaßen und liebte die deutsche Literatur. Diese Liebe hat er mir vermacht. Im Deutschunterricht, in Gottes Namen, wenn wieder niemand seine Fragen beantworten konnte – ich wusste die Antwort. Das hat ihn natürlich befriedigt. Er sagte dann oft: »Sogar die Juden wissen das.« Zum Abschied hat er mir die Hand geschüttelt und gesagt: »Schade, schade, dass Sie nicht an der großen völkischen Revolution mittun können. Ewig schade, lieber Troller.«

Eine wahnsinnige Szene.

Diese Idioten.

Sie sind nach dem Zweiten Weltkrieg anfangs zurück nach Wien gegangen, aber schon 1946 haben Sie in den USA ein Studium begonnen. Danach waren Sie nie wieder länger in Österreich. War die Erinnerung an die Nazi-Zeit zu präsent?

Ich wäre gerne zurückgekehrt. Ich hatte doch Heimweh! Die Leute dachten aber nach dem Krieg, man würde Österreich jetzt hassen. Dabei habe ich es geliebt! Vielleicht mehr als die Einheimischen! Aber nein, das durfte man nicht, das wurde nicht akzeptiert. Jetzt erzähle ich Ihnen etwas, was nicht in meinen Büchern steht. Eines Tages nach dem »Anschluss« kam ein Mitschüler zu mir und sagte: »Troller, wir können ja mal wieder Indianer spielen.« Wir gingen in die Wohnung seiner Eltern, er band mich an einen Marterpfahl, also einen Stuhl, und plötzlich öffnete er meinen Hosenschlitz. Ich rief: »Was soll das?« Und er sagte: »Jetzt wollen wir doch mal sehen, womit ihr Juden unsere christlichen Frauen vergewaltigt.« Dabei

hatte ich zu dem Zeitpunkt nicht mal ein Mädchen geküsst. Diese Szene ist mir wieder eingefallen, als Trump die armen mexikanischen und guatemaltekischen Flüchtlinge an der Grenze *rapists* genannt hat, »Vergewaltiger«. Es hört nie auf.

Sie haben bis heute einen amerikanischen Pass, oder?

Ja, ich zahle amerikanische Steuern, dicke.

Wählen Sie auch?

Bisher nie. Aber bei der nächsten Wahl werde ich mich dazu bereit erklären. Es ist ein bisschen kompliziert, weil ich keinen Wohnsitz in Amerika nachweisen kann. Aber gegen Trump muss gewählt werden.

Sie konnten 1941 aus dem mittlerweile von den Nazis besetzten Frankreich in die USA fliehen, 1943 wurden Sie dort zum Kriegsdienst eingezogen. Eigentlich sollten Sie nach Nordafrika, die dorthin entsandte Einheit wurde später aufgerieben, Sie wären vermutlich dort umgekommen. Aber Sie hatten Glück, Sie kamen zunächst in ein Ausbildungslager nach South Carolina, und erst ein Jahr später gingen Sie mit der Army nach Europa.

Ich hatte eigentlich immer Glück. Bis auf den Tod meiner Frau Kirsten vor zwei Jahren.

Sie vermissen sie sehr?

Ja. Sie ist die Treppe hinuntergestürzt. Dann war sie gelähmt. Es ist schrecklich. Mehr kann ich dazu nicht sagen.

Sie sagten gerade, dass Sie ansonsten immer Glück gehabt haben.

So ist es. Ich bin immer durchgerutscht. Alles, was nie hätte passieren sollen, ist passiert. Wie kam ich ins deutsche Fernsehen? Der Mann, der das *Pariser Journal* für den WDR leitete, hatte die Spesenkasse am Pigalle durchgebracht, dem Vergnügungsviertel. Die suchten also innerhalb eines Tages nach einem Ersatz. Es passierte mit einem einzigen Telefonanruf.

Das »Pariser Journal«, eine Art Fernseh-Tagebuch über das Leben in der Stadt, machte Sie in Deutschland in den Sechzigerjahren schlagartig berühmt. Damals hatten solche Sendungen noch Einschaltquoten von bis zu 50 Prozent.

Ich hatte bis dahin kaum Fernseh-Erfahrung, ich hatte vor allem für den Rundfunk gearbeitet, das war's. Plötzlich war da dieses Angebot. Die Stimme am Telefon sagte etwas von Anstalt des öffentlichen Rechts, ARD – ich hatte keine Ahnung, wovon der Mann redete!

Aber Sie haben zugesagt.

Man muss. Man muss! Es gibt im Leben überhaupt nur zwei oder drei solcher Entscheidungen. Wenn man dann nicht einsteigt, wird man es nie schaffen. Erst nach dem Telefonat habe ich herausgefunden, was das überhaupt ist, das *Pariser Journal* . Dann habe ich angefangen, der Erfolg war gleich da.

Wie erklären Sie sich die ungeheure Beliebtheit der Sendung?

Man konnte damals von Deutschland aus nur schwer nach Frankreich, man brauchte ein Visum, und die Leute hatten ja auch kein Geld zum Reisen. Ich habe ihnen Paris dargeboten, so wie man in der Goethezeit Rom sah: als Ort der Sehnsucht. Und das zehn Jahre lang, 55 Folgen habe ich gedreht. Aber ich bin kein großer Freund des *Pariser Journals* .

Warum nicht?

Der Schriftsteller Stefan Zweig wurde ja zeit seines Lebens ausschließlich auf seinen Band mit Kurzbiografien angesprochen, seine *Sternstunden der Menschheit,* dabei hatte er die aus dem Ärmel geschüttelt – das seien doch nur Fingerübungen gewesen, hat er gesagt. Niemand sprach ihn auf seine ellenlangen Biografien von Balzac, Marie-Antoinette oder Dostojewski an.

Aber Sie können sich nicht beklagen: Nach dem »Pariser Journal« wechselten Sie zum ZDF und drehten Ihre aufwendig produzierten »Personenbeschreibungen«, Porträts von bekannten und unbekannten Menschen. Die Reihe lief 22 Jahre lang, bis 1993.

Unter den 70 Folgen gibt es vielleicht ein Dutzend, die ich wirklich für unvergesslich halte. So. Jetzt habe ich es gesagt.

Sie lachen, so als ob Sie es selbst kaum glauben können, dass Sie das so unbescheiden formulieren.

Nehmen Sie die Folge mit Ron Kovic, dem querschnittsgelähmten Vietnam-Veteranen ...

... der später von Tom Cruise gespielt wurde, im Film »Geboren am 4. Juli«.

Mit 21 Jahren wird er seiner Sexualität und des Gehens beraubt, als junger, heißblütiger New Yorker sitzt er auf einmal im Rollstuhl und muss sich damit abfinden. Er habe erst durch Mitgefühl für andere aus dieser Depression herausfinden können, so hat er mir das gesagt, das war sein Weg. Oder die *Begegnungen im Knast,* wie Lebenslängliche versuchen, jugendliche Verbrecher von ihrer Laufbahn abzubringen. Oder der *Kopfgeldjäger,* also ein Mann, der für Geld Verbrecher jagt. Diese Porträts haben mich sehr geformt, sie haben mich unfähig gemacht, andere Menschen zu verachten oder zu missachten.

Weil alles möglich ist?

Weil alles drin ist, das Furchtbarste bei den Edelsten und das Edelste bei den Scheusalen. Ich bin kein Moralist. Mein älterer Bruder Herbert hat sich später zum Katholizismus bekehrt und wurde Moralist. Das kann ich nicht. Im Krieg war ich ja Gefangenenvernehmer, ich habe deutsche Soldaten verhört, während der Feldzüge in Italien und in Frankreich, später auch in Deutschland. Und ich konnte mich sogar in diese deutschen Soldaten einfühlen.

Wie das? Das waren Ihre Feinde.

Sie sprachen meine Sprache.

Und die Sprache war Ihre Heimat?

So ist es.

Trotzdem saßen Ihnen da Leute gegenüber, die jemanden wie Sie umbringen wollten.

Na ja, viele waren gegen Ende des Krieges schon keine Nazis mehr. Der Nationalsozialismus blühte und verblühte auch mit seinen Erfolgen, und nach Stalingrad waren kaum noch Erfolge zu vermelden.

Dennoch ...

... waren sie unsere Feinde, ja. Und wir sollten herausfinden, wo ihre Maschinengewehre stehen, von wo der Nachschub kommt, von wo die Verstärkung. Wo ist die zweite Panzerdivision, die »zwote PD«? Unser Problem über Monate. Die Nazis waren stolze Soldaten, stolz auf ihr Soldatentum. Im Gegensatz zu uns, wir waren nur verkleidete Zivilisten.

Haben Sie Ihre Fähigkeit, etwas über andere Menschen herauszufinden, indem Sie ihnen Fragen stellen, in dieser Zeit gelernt?

Die Grundlagen bestimmt. Als was trittst du dem anderen gegenüber? Mit welcher Einstellung kannst du den anderen davon überzeugen, dass es jetzt Zeit ist, mit der Wahrheit herauszurücken? Das musste ich lernen, es war schwer. Anfangs dachte ich, dass der deutsche Soldat mir in jedem Moment sagen würde: Jude, hau ab! Aber nichts dergleichen passierte.

Man hielt Sie für einen Amerikaner.

Für einen Deutsch sprechenden Amerikaner, die Uniform hat natürlich auch geholfen. Wie oft wurde ich mit dem Satz konfrontiert: »Sie sprechen ja fast perfekt Deutsch.« Später, nach Kriegsende, als ich in München war, wurde es noch dreister. Da hörten wir Sprüche wie: »Ihr seid ja alle abgehauen mit euren Millionen, während wir hier die Bombennächte ertragen mussten!« Dieses wahnsinnige Selbstmitleid.

Es war eine Selbststilisierung zum Opfer.

Vor allem die Österreicher konnten das, »Hitlers erste Opfer« – von wegen. 99 Prozent hatten 1938 für den »Anschluss« gestimmt, wenn auch unter Druck.

Sie kamen im April 1945 nach München, Sie gehörten zu den Ersten, die nach Dachau gefahren sind, direkt nach der Befreiung des KZs.

Drei Tage danach war ich da, ja. Erst die Hitler-Wohnung am Prinzregentenplatz, dann die Eva-Braun-Wohnung, dann Dachau, das haben wir alle gemacht. Die Hitler-Wohnung war erstaunlich groß, mit Balkon, voller Karl-May-Bände und Briefe. Ich fand ein Blatt, ich glaube, nach dem gescheiterten Putsch verfasst: »In dieser schweren Stunde, mein Führer, versichern wir Sie unserer ewigen Freundschaft und Ergebenheit«, unterzeichnet von Göring, Goebbels, Himmler. Das Blatt habe ich meinem Vater nach Amerika geschickt, und er hat es für 25 Dollar verkauft. »Diesen Scheiß will ich nicht in meinem Haus haben«, hat er gesagt. Die Eva-Braun-Wohnung war in Bogenhausen, sehr schön, bourgeois, mit einem Panzerschrank, den die G. I.s natürlich schon aufgebrochen hatten. Darin lagen in einem

hübschen Ledereinband Morgensterns *Galgenlieder* , offenbar von Hitler geschenkt. Habe ich liegen gelassen.

Und dann fuhren Sie nach Dachau ins KZ.

Es sah wirklich auf den ersten Blick so aus, als seien Puppen auf dem Gelände verteilt worden.

Sie meinen, es wirkte wie eine Inszenierung?

Ja. Erst dann merkte ich: Das sind alles meine Leut'. Da war ein Zug mit offenen Waggons, innen lagen die gestapelten Leichen, alle verhungert und verdurstet, es war furchtbar. Die haben einander das Blut abgezapft, um was zu trinken zu haben. Entsetzlich. Ich bin nie wieder in das Lager gefahren. Damals sind die Münchner von den Amerikanern da rausgebracht worden, damit sie das sehen. Und immer wieder hieß es: Das haben wir nicht gewusst, das haben wir nicht geahnt! Dabei war das Lager offen, von allen Seiten einsehbar.

Wie haben Sie auf solche Aussagen reagiert?

Wir waren fassungslos. Die Verhöre mit den Soldaten waren übrigens auch aus einem anderen Grund wichtig für mich. Ich musste dafür meine eigene Rolle im Leben finden: Wer bin ich eigentlich, der diesen jungen deutschen Nazis gegenübertritt? Bin ich nun Ami? Bin ich Deutscher? Hätte ich eigentlich bei ihnen kämpfen sollen? Selbst diese Frage habe ich mir gestellt.

Auf der Seite der Deutschen?

Ich bin wahrscheinlich der einzige amerikanische Soldat, der mit Nietzsches Buch *Also sprach Zarathustra* im Gepäck in den Krieg gezogen ist – auf Deutsch. Ich habe auch mein Kriegstagebuch auf Deutsch geschrieben. Hätten mich die Amis dabei erwischt! Tagebuch schreiben war ohnehin verboten, damit keine Informationen an die Feinde geraten konnten – und dann auch noch auf Deutsch. Später war diese innere Zersplitterung aber sehr fruchtbar.

Inwiefern?

Die Frage »Wer bist du eigentlich?« reicht für ein Lebenswerk.

Sie haben in Ihren etwa 1500 Interviews diese Frage immer wieder gestellt, Ihren Gegenübern – und damit im Grunde auch sich selbst.

Ich wollte wissen, wie man so bedingungslos zu sich selbst steht wie die Leute, die ich interviewt habe. Mir selbst war diese Gabe nicht gegeben. Ich fragte mich immer: Wer zum Teufel bin ich? Habe ich eine Lebensberechtigung als der, der ich bin? Typisches Emigranten-Syndrom.

Fragen, die sich viele Holocaust-Überlebende stellen.

Ja. Darf ich mein Leben gerettet haben gegenüber den Millionen, die es nicht konnten? Und dann auch die Frage, zu welcher Gesellschaft ich gehöre. Vom deutschen Fernsehpublikum

wurde ich jahrelang für einen Elsässer gehalten oder einen Franzosen, der wohl eine deutsche Mutter gehabt haben muss. Ich habe dem auch nie widersprochen.

Sie haben erst ganz spät öffentlich gesagt, dass Sie Jude sind.

Eine der ersten Reaktionen, die ich in den Sechzigerjahren auf meine Fernsehbeiträge bekam, war ein Brief, in dem stand, man könne aus Paris mit einem französischen oder mit einem deutschen Akzent berichten, aber auf keinen Fall mit einem wienerischen. Das musste ich mir ganz schnell abtrainieren, daher diese neutrale Sprache, die ich jetzt draufhabe.

Aber man hört doch das leicht Wienerische.

Sagen Sie das nicht! Das beleidigt mich!

Sie müssen lachen.

Man hört es natürlich heraus, die Donau-Färbung ist immer noch drin. Damals musste ich wirklich darauf achten, das Publikum verstand es nicht: Wie, ein Elsässer mit Wiener Akzent? Erst in den Achtzigerjahren habe ich mich geoutet und gesagt, wer ich bin.

Wie waren die Reaktionen des Publikums?

Das gefiel ihnen, sie konnten mir vergeben, es zeigte ihre Großherzigkeit. Hahaha.

Jetzt spricht wieder der Zyniker Karl Kraus aus Ihnen.

Andererseits hatten auch viele junge Leute damals gar keine antisemitischen Untertöne mehr. Und dennoch wurde nun fortan eine Frage gestellt, wieder und wieder: Was ist denn nun Ihre Heimat? Ich habe damals angefangen, bei meinen Lesungen keine Fragen aus dem Publikum mehr zuzulassen.

Warum das?

Ich hatte ja keine Antwort auf diese Frage.

Vorhin haben Sie doch zugestimmt, als ich Sie gefragt habe, ob die deutsche Sprache Ihre Heimat ist.

Ja. Aber kann man in einer Sprache beheimatet sein, ohne dem Volk anzugehören, das diese Sprache spricht? Ich weiß es nicht. Ich gehöre dem deutschen Volk nicht an, auch nicht dem österreichischen. Ich gehöre vielleicht der deutschen Literatur an.

Herr Troller, Sie sagen, dass es Ihnen immer um Liebe, Lust und Abenteuer ging. Einmal wollten Sie Ihr Leben der Liebe wegen beenden, Sie waren 40, Ihre Ehe war gescheitert.

Es ging um meine erste Frau, ja. Sie lebt noch, sie ist uralt und hat alles vergessen. Ich besuche sie regelmäßig, und manchmal sage ich mir dann: Also deinetwegen habe ich versucht, mich umzubringen. So ist das Leben.

Stimmt die Geschichte, dass Sie, nachdem Sie gerettet wurden und im Krankenhaus aufgewacht sind, feststellen mussten, dass jemand Ihre Schuhe geklaut hatte?

Ja. Ich musste auf Socken nach Hause gehen.

Was ging Ihnen in diesem Moment durch den Kopf?

Belustigung. Selbstverspottung. So also siehst du aus: Der Mann, der diese große Tat vollbringen wollte, geht jetzt auf Socken durch den Regen nach Hause. Ich habe mich bei meinem Selbstmordversuch auch an den Abschiedsbrief von Stefan Zweig erinnert, der ja selbst seinen letzten Text noch korrigiert und lektoriert hat.

Das haben Sie aber nicht gemacht?

Nachdem ich die Tabletten eingenommen hatte, habe ich meinen Abschiedsbrief geschrieben. Ich merkte, dass ich in riesigen Buchstaben schrieb und ganz außer mir war. Da habe ich zu mir selbst gesagt: Jetzt schreib mal anständig, wie es sich gehört. Und habe mich gezwungen, den Brief ganz normal zu Ende zu schreiben. Darauf bilde ich mir was ein.

Worauf genau?

Sich auch in diesem Moment noch mit Humor zu betrachten.

Geht es am Ende darum?

Ja, und ich kann nur hoffen, dass ich es auch hinbekomme, wenn es auf mich zukommt. Übrigens ist aus der Klinik von damals jetzt ein Altersheim geworden, man hat mir gerade eine Broschüre zugeschickt, das Zimmer kostet 6000 Euro im Monat.

Aber Sie bleiben hier in Ihrer Wohnung im vornehmen 7. Arrondissement?

Ja.

Wann beginnt eigentlich Ihr Tag?

Spät. Ich muss Medizin einnehmen, die mich schläfrig macht, bis zehn, manchmal elf Uhr morgens. Ein Frühaufsteher war ich ohnehin nie. Meine Sachen sind alle nachts entstanden, alle Texte für meine Sendungen, mir ist immer erst abends etwas eingefallen, im Gegensatz zu Peter Handke. Ich habe ihn vor ein paar Wochen getroffen und gefragt, wann er schreibt. Seine Antwort: »Den ganzen Tag.«

Sie haben zwei Filme über ihn gemacht, einen kann man bis heute im Internet anschauen.

Ein schlechter Film.

Warum schlecht?

Ich habe nichts von ihm verstanden. Und ich verstehe noch immer nichts von ihm. Seine Fähigkeit, mit Sprache jeden Tag auf die Welt neu einzugehen, auf die kleinsten Dinge, das ist pure Poesie. Und er hat 50 solcher Bücher geschrieben! Deshalb hat er den Preis verdient.

Sie meinen den Literaturnobelpreis?

Tja, und was er mit Serbien hat? Er hat Jugoslawien immer geliebt, irgendwie verstehe ich ihn da sogar.

Politisch können Sie ihn nicht verstehen, nehme ich an.

Der Mann ist ein Zornbinkel, wie man in Wien sagt. Als wir uns vor Kurzem getroffen haben, in einem Restaurant, hatte ich trotz meines Hörgeräts Schwierigkeiten, ihn zu verstehen. Ich fragte also ein paarmal: »Was sagst du?« Da bekam er einen Wutanfall: »Ja, wenn du nichts hörst, dann brauchen wir auch nicht zu reden!« So ist er. Ich habe dennoch eine Schwäche für ihn. Aber dass er die Grabrede auf Milošević gehalten hat, ist unverständlich.

Haben Sie eine Erklärung dafür?

Er hasst Journalisten, und alle Journalisten haben damals Serbien kritisiert, deshalb musste für ihn das Gegenteil wahr sein. Darf ich Ihnen noch eine Geschichte erzählen? Als wir seinerzeit den Film über Peter Handke drehten, hat er nach Drehschluss mit dem gesamten Honorar, das er bekommen hat, das ganze Team ins teuerste Restaurant von Paris eingeladen. Das hatte noch nie jemand gemacht – und es hat auch niemand nach ihm gemacht.

Sie haben so viele Legenden porträtiert, zum Beispiel den Filmregisseur Orson Welles, der am Ende sogar den Beitrag über sich selbst filmen wollte.

Ja, das fand ich so lustig. Er kümmerte sich während unseres Interviews auch um die richtige Ausleuchtung. Sie müssen sich das vorstellen: Er hat wirklich die eigenen Dreharbeiten an seinem Film *Kafkas Prozess* unterbrochen, damit unser Beitrag in seinen Augen etwas wurde. Köstlich.

Romy Schneider bat vor dem Interview um Alkohol, um lockerer zu werden.

Ja, sie sagte: »Ich kann nur Rollen spielen, aber ich kann mich selbst nicht darstellen.« Sie war anständig, und damals, so sagte man das wirklich, hatten anständige Mädchen nicht vor anderen Leuten über ihre Probleme zu sprechen.

Muhammad Ali hingegen ist auf Sie zugerannt.

Dem war alles recht. Wir haben ihn in seinem Trainingscamp in Pennsylvania besucht, er bereitete sich gerade auf einen Weltmeisterschaftskampf gegen Joe Frazier vor. Wir waren noch am Aufbauen, das Licht war noch nicht eingerichtet, da legte er schon los, hat einfach anderthalb Stunden geredet, über sich, über seinen Hass auf Rassenvorurteile. »Vielleicht werde ich Professor in Oxford«, hat er gesagt. Beim Boxen geht es auch darum, eine menschliche Beziehung zum Gegner herzustellen, du musst den Gegner durchschauen, wie er funktioniert, und das konnte er, ganz intuitiv. Er konnte wunderbar mit anderen Menschen, aber er war auch ein Besessener. Wir haben ihn dabei beobachtet, wie er einen Film über seinen letzten Kampf gegen Frazier anschaute, das gehörte zu seinen Vorbereitungen. Im

linken Arm hielt er seinen kleinen Jungen, mit der rechten Hand boxte er live mit der Leinwand. Ich dachte, dass er dem Kleinen jeden Moment versehentlich eine runterhauen würde, aber es ist nichts passiert. Ich hingegen kann mich selbst nicht sehen. Ich zeige mich in meinen Beiträgen auch nie, daran bin ich nicht interessiert.

Sie haben auch immer wieder die Modemacher von Paris interviewt, Coco Chanel, Christian Dior ...

... und Karl Lagerfeld, ja. Es ging oft schief, weil ich mich nicht genug für ihre Mode interessierte, ich habe wirklich keine Ahnung davon.

Dabei haben Sie eine unverkennbare Frisur.

Ich hatte lange Zeit einen Zopf, das war ja mal Mode. Aber irgendwann ging meine Stirn immer höher und höher, und da dachte ich, jetzt mache ich das Gegenteil und kämme alles nach vorne. Na ja. In meinen Gesprächen bin ich ja immer auf die Person selbst eingegangen, und das behagte den Modeleuten nicht. Ich weiß noch, wie wenig Karl Lagerfeld es mochte, als ich ihn fragte, warum die Modemacher alle Männer waren, abgesehen von Coco Chanel, und warum es auch unter den berühmten Köchen keine Frau gab.

Sie haben erstaunlich wenige Politiker interviewt. Warum eigentlich?

Politiker können nicht die Wahrheit sagen.

Wie meinen Sie das?

Sie können nicht über wirklich Persönliches reden, über ihre wahre Motivation jenseits des Politischen, also das, was mich interessiert. Sie müssen lügen. Nur Helmut Kohl hätte ich gerne interviewt, aber erst nachdem er nicht mehr Kanzler war. Ich dachte immer, dann muss er nicht mehr so angeben.

Charles de Gaulle hat Ihnen die Beziehung von Deutschland und Frankreich erklärt.

Ich ging mit dem Mikrofon auf ihn zu, und er sagte: »Rücke er doch weg von mir, mein Freund.« So hat er das gesagt, ich kann es nicht anders übersetzen. Er hatte einen bärbeißigen Humor, der gefiel mir. »Die Franzosen liebt man mehr, als man sie achtet«, hat er mir gesagt, »bei den Deutschen ist es umgekehrt, und darin liegt die Schwierigkeit unserer Beziehung.« Wissen Sie noch, als Angela Merkel vor ein paar Jahren, nachdem die vielen Flüchtlinge nach Deutschland gekommen waren, gesagt hat: »Wir schaffen das«? Da war es zum ersten Mal anders.

Was war anders?

Die Deutschen sind in ihrer Geschichte oft bewundert und geachtet, gefürchtet und gehasst worden, aber selten geliebt. 2015 bei Angela Merkel, da hatte man im Ausland zum ersten Mal das Gefühl, dass man die Deutschen auch lieben kann, selbst in Frankreich. *Ils sont pas mal, les boches,* »Sie sind gar nicht übel, die Deutschen«, den Satz habe ich damals oft gehört. Das soll man nicht vergessen.

Ein Franzose, der Sie interessiert hat, war der Musiker Serge Gainsbourg.

Obwohl ich ihn nicht wirklich mochte. Aber nur bei ihm und bei Woody Allen ist mir etwas Eigentümliches passiert: Die beiden erkannten sich plötzlich in mir, und es hat ihnen gar nicht gefallen. Es gibt ja dieses amerikanische Sprichwort »Ohne die Gnade Gottes wäre ich wie du«.

In Ihrem Buch zitieren Sie aus Ihrem Gespräch mit Serge Gainsbourg: »Ich bin unter einem unglücklichen Stern geboren, dem gelben. Ich musste den Judenstern tragen, schon als kleiner Junge, obwohl wir ja versteckt auf dem Land lebten.« Danach habe er sich entschlossen, so hat er es Ihnen erzählt, »Serge Gainsbourg zu werden anstatt Lucien Ginsburg. Und nie mehr unsichtbar sein. Nie mehr kneifen müssen.«

Er hat dann im Fernsehen vor laufender Kamera einen 500-Franc-Schein angezündet und damit Millionen von Fans eingebüßt. Aber das war ihm egal. Er wollte provozieren, um nur ja nie mehr unsichtbar zu sein.

Jetzt leben Sie seit 70 Jahren in Frankreich, obwohl Sie immer wieder gesagt haben, dass Sie das Land nicht wirklich lieben.

Zu Paris habe ich eine Hassliebe. Früher habe ich die Stadt erforscht, bin in die Hinterhäuser rein, heute gibt es diese elektronischen Gates mit Codes, aber damals kam man überall hinein. Und nun sind die ganzen alten Stadtviertel abgerissen worden, alles weg.

Sie sind nachts durch Paris gelaufen, als Sie es noch gar nicht durften.

Während der Besatzungszeit im Krieg, ja, das war hochgefährlich. Man musste spätestens um zehn Uhr abends in seinen vier Wänden sein. Einmal hielt mich ein Gendarm an, weil er glaubte, ich sei ein Typ, der eine Prostituierte beklaut hatte. Er führte mich zu ihr, doch sie sagte nur: »In meinem Alter sehen alle Männer gleich aus.« Er ließ mich laufen. Hätte er mich aufs Revier mitgenommen, wäre alles aus gewesen, ich hatte ja keine Papiere.

Plötzlich taucht eine Katze auf, schnurrend geht sie auf den Tisch zu, an dem wir sitzen.

Ihre Katze?

Ja, das ist Strups! Die andere Katze ist jetzt wieder weg, die Rivalität war furchtbar. Meine Tochter hatte ja ihre Katze ein paar Tage hiergelassen, während sie im Urlaub war. Und Katzen können nicht miteinander, jede Katze will die Erste sein.

Herr Troller, sind Sie eigentlich ein glücklicher Mensch geworden?

Darf ich Ihnen sagen, dass ich diese Frage selbst jahrelang gestellt habe?

Deshalb stelle ich sie Ihnen.

Ich habe es mir irgendwann abgewöhnt, diese Frage zu stellen. Sie lässt sich ja nicht beantworten. Mit dem Alter lernt man zu verzichten und findet das Verzichten manchmal tragisch, manchmal amüsant. Man kann auch nicht mehr ausgehen wie früher. Ich bin seit Tagen nicht mehr auf der Straße gewesen. Ich kann nicht mehr herumlaufen, aber man kann immer noch lieben.

Haben Sie Angst vor dem Sterben?

Wie Woody Allen gesagt hat: »Ich habe keine Angst vor dem Sterben, ich will nur nicht dabei sein, wenn es passiert.« Natürlich habe ich Angst davor, ich hatte Ohnmachtsanfälle, bin auch gestürzt, habe mir vor ein paar Monaten die Rippen eingedrückt. Ich achte also darauf, dass ich in der Nähe von meinen Ärzten bin.

Gibt es etwas, was Sie heute über das Leben wissen, das Sie früher nicht wussten?

Ach, immer diese Sehnsucht nach Ratschlägen. Zu meinem Vater habe ich manchmal, wenn er einen Rat für mich hatte, gesagt: »Wenn ich ihn befolge, werde ich nur wie du. Ich will aber nicht so werden wie du!« Ratschläge von Älteren dienen meistens nur dazu, die Älteren in einem helleren Licht erscheinen zu lassen. Die sogenannte Weisheit des Alters!

Sie runzeln wieder Ihre Stirn. Weise wollen Sie also gar nicht sein?

Früher habe ich gedacht, dass ich im Alter eigentlich weise werden müsste. Dass das nicht passierte, ist irgendwie eine Enttäuschung. Aber ich hatte viel Glück, und nun hört es irgendwann auf. Damit muss man sich abfinden, das ist vielleicht auch irgendeine Art von Weisheit.

Georg Stefan Troller, 98, wurde in Wien geboren. Nach der Machtübernahme des nationalsozialistischen Deutschland 1938 floh er aus Österreich, in den Vierzigerjahren emigrierte er mit seiner Familie in die USA. Seit 1949 lebt er in Paris, er arbeitete zunächst für deutschsprachige Rundfunksender. Von 1962 an leitete er die Fernsehsendung »Pariser Journal« in der ARD, von 1972 bis 1993 drehte er die Porträtreihe »Personenbeschreibung« für das ZDF. Troller veröffentlichte zahlreiche Bücher und wurde für seine Fernseharbeit vielfach ausgezeichnet, allein viermal mit einem Grimme-Preis. 2002 erhielt er das Bundesverdienstkreuz

„Stehen.

Atmen.

Abdrücken.“

Im Gespräch *Mandy Kriese ist in Görlitz bei den Grünen, Norman Knauthe bei der AfD. Miteinander reden? Ein Versuch in einem Café*

Das Gespräch führte Elsa Koester, Wochenzeitung „der Freitag“, Ausgabe 51 vom 19.12.2019

Als die Töchter von Mandy Kriese und Norman Knauthe sich in einer Görlitzer Kita anfreunden, ist Politik erst mal kein Thema. Bis zur Debatte über das muslimische Zuckerfest. Mandy Kriese ist bei den Grünen, sie geht zur Bürgerversammlung, um das Fest zu unterstützen. Auch Norman Knauthe ist dort: um dagegen zu protestieren. Er ist bei der AfD. Als Mandy Krieses Sohn Bogenschießen lernen will, trifft sie ihn erneut: Auch Knauthe trainiert in dem Verein. Zeit, zu reden. Wir treffen uns im Café Zentral, es ist der 1. September, Sachsenwahl. Die Hitze flimmert durch die Einkaufsstraße, auf der Terrasse Sonnenschirme, Sahne, Kirschen, Lachen. Mandy Kriese will rein, in den ersten Stock. Oben leer, stickig, heiß, alle Fenster geschlossen. Keine Bedienung. Knauthe schlägt vor, dass wir uns alle duzen. Er wischt sich über die Stirn. Bei mir: Schweißtropfen, den Rücken runter. Es geht gleich los.

Info:

Das Gespräch ist Teil einer Langzeitbeobachtung des Wahljahres 2019 in Görlitz. Die kursiven Einlassungen sollen Probleme und teils überschrittene Grenzen im journalistischen Reden mit Rechten sichtbar machen.

** Namen geändert*

Norman Knauthe: Aber Mandy, da geht’s ja gleich los. Dass du nicht mit mir gesehen werden willst. Dabei wäre das hier doch die beste Gelegenheit, zu sagen: Stimmt! Ich hab mich mit jemandem von der AfD getroffen. Es wird ja Zeit, dass wir mal miteinander reden. Oder gilt das nicht für die AfD? Dass Reden eine gute Sache ist?

Mandy Kriese: Ich werde ja erzählen, dass wir miteinander geredet haben. Aber dann würde ich gerne erklären, wie es dazu kam, und das geht nicht, wenn wir hier einfach so zusammen gesehen werden.

Knauthe: Du weißt, welche Tweets über mich verbreitet werden. Dazu würde ich auch gerne einiges erklären. Von wegen Waffennarr.

Drei Tage zuvor wurde Norman Knauthe als sachkundiger Bürger in den Ausschuss für Umwelt und Ordnung des Görlitzer Stadtrats gewählt, seitdem kursiert eines seiner Facebook-Postings auf Twitter: das Foto einer Pistole und eines Messers.

Kriese: Willst du dazu vielleicht etwas richtigstellen?

Knauthe: Nee, ich sehe dazu überhaupt keinen Grund!

der Freitag: Was wolltest du damit bezwecken, ein Foto von deinen Waffen zu posten?

Knauthe: Ich habe ja nicht einfach so ein Foto von meiner Waffe ins Netz gestellt. Sondern in eine ganz bestimmte Facebook-Gruppe: die Glock-Gruppe, eine Fangruppe von einem Waffenhersteller. Das war nicht, um etwas zu provozieren. Ich bin Sportschütze, ich tausche mich mit anderen über meine Waffe aus, die ich legal besitze.

Kriese: Moment, man darf ja nicht vergessen: Daneben stand „Home defense low level.“ Mit Smiley.

Knauthe: Na und?

Warum schießt du?

Knauthe: Ich bin Sportschütze. Ich habe vier Jahre bei der Bundeswehr gedient, auch in zwei Auslandseinsätzen. Mandy, mit der Waffe verhält es sich wie mit dem Bogenschießen, das wirst du sehen, wenn dein Junge das länger macht. Es geht um Konzentration. Das ist wie beim Motorradfahren, wo ich abschalten kann, beim

Kampfsport kann ich abschalten, und beim Schießen eben auch. Eine Übung für Körper und Geist: Stehenbleiben. Atmen. Abdrücken.

Du könntest ja auch einfach meditieren. Oder Yoga machen. Eine Übung für Körper und Geist.

Knauthe: Ja, könnte ich, richtig. Aber ich könnte auch Freifallspringen. Welchen Sport ich mir aussuche, das ist meine Sache.

Auf dem Foto war auch ein Messer. Hübsch drapiert. Gib es doch zu, du wolltest angeben mit deinem Waffenzeug.

Knauthe: Na, das ist ja auch mein Zeug! Fakt ist eins: Wenn ich zu Hause bin mit meiner Tochter und da stehen drei Typen im Haus und bedrohen uns, habe ich das gesetzlich verbriefte Recht, mich angemessen zu verteidigen. Ich diskutiere nicht mit drei Menschen, die in meiner Wohnung sind, wenn ich ein kleines Kind zu Hause hab.

Kriese: Ich war schon mal in der Situation. Wir waren zu Hause, meine Kinder, mein Mann und ich, wir haben geschlafen und es gab einen Einbrecher. Ich bin munter geworden davon, dass der in der Wohnung stand. Der ist sofort weggerannt, als ich geschrien habe. Aber jetzt stell dir mal vor, wir hätten eine Waffe im Haus gehabt ...

Knauthe: Und dein Mann?

Kriese: Der ist dann erst mal hinterhergerannt, aber ich habe ihm gesagt: Bleib bloß hier, wer weiß, wie so jemand dann reagiert.

Knauthe: Richtig.

Kriese: Aber stell dir mal vor, du hast dann ’ne Waffe im Haus. Und schießt. Zur Verteidigung. Und dann, danach? Du wirst doch deines Lebens niemals froh werden wieder! Das Sportthema, gut, das ist das eine. Aber sich vorstellen zu können, in der Verteidigung den Waffengebrauch überhaupt in Betracht zu ziehen, das ist für mich erschreckend.

Knauthe: Natürlich renne ich nicht los und ballere dem die Rübe runter. Aber ich habe ein Kind!

Kriese: Was meinst du damit? Was würdest du machen?

Knauthe: Durch Auslandseinsätze bin ich den Umgang mit Waffen ja mehr gewohnt als ihr. Als der Otto-Normal-Bürger. Ich hätte als Erstes geschrien: Ich habe eine Waffe! Verschwinde! Die Waffe ist das allerletzte Mittel. Aber, wenn die drei Typen in der Wohnung stehen, soll ich drauf hoffen, dass mir nichts passiert? Oder meinem Kind? Ganz ehrlich!

Wir diskutieren 20 Minuten darüber, wann man schießen darf (nur zur Verteidigung); wo er seine Waffe aufbewahrt (nicht unter dem Kissen); wie man eine Waffenbesitzkarte bekommt (längere Mitgliedschaft im Schützenverein, dann Prüfung); und wir kehren zu seinem Bedrohungsszenario zurück, drei Typen in der Wohnung, seine Tochter.

Wurdest du denn schon mal überfallen?

Knauthe: Ich habe es, Gott sei Dank, noch nicht erlebt. Was ich erlebt habe: In Köln bin ich im Auto von einem Radfahrer mit Migrationshintergrund durch das Fenster bedroht worden, wenn du noch einmal hupst, erschieße ich dich. Da war ich so perplex ...

Du im Auto, er auf dem Rad, das war ja wohl keine besonders bedrohliche Situation. Denke ich. Sage ich aber nicht. Wir wollten nicht über Migration sprechen.

Knauthe: Es ist verdammt heiß hier. Ich gehe mal jemanden holen, der uns was zu trinken bringt, oder?

Ja, lasst uns was zu trinken holen.

Knauthe: Nein, ich bin da altmodisch, ich mache das.

Er grinst.

Und was ist, wenn wir nicht altmodisch sind?

Knauthe: Na dann ist Demokratie und okay, dann gehen wir halt alle runter ...

Kriese: Nein, ist doch okay, du machst die erste Runde und die zweite mache ich.

Deal. Apfelschorle. Groß.

Kriese: Latte macchiato?

Knauthe: Okay.

Norman Knauthe geht die Treppe runter, Mandy Kriese lehnt sich zurück. Ich lasse ihn zu viel reden, denke ich. „Du musst mehr moderieren", sagt Mandy Kriese. „Ich weiß. Aber du musst auch mehr sagen!" – „Ich weiß. Aber ich wollte wissen, wie er das alles sieht." „Ich auch." „Wenn ich ihm so zuhöre, habe ich auch Verständnis. Meine Cousins und Cousinen wohnen ein paar Kilometer entfernt auf dem Dorf, die sind schon immer rechts. Ich besuche die nicht mehr, außer einmal im Jahr, zum Geburtstag meiner Oma. Das letzte Mal saßen wir da in einer Runde, friedlich auf dem Bauernhof, und da sagt mein Cousin plötzlich: Der Waffenschrank ist gut gefüllt! Ich finde beängstigend, dass das in diesem Milieu so normal ist. Die haben alle einen Jagdschein. Alles legal. Wir sind dann spazieren gegangen, im Dorf hängen überall Fahnen, ich frage: Was sind denn das für Fahnen? Und dann ist das die Reichsflagge! Die hängt da an den Häusern." Knauthe kommt zurück.

Knauthe: Wird doch gebracht.

Wie habt ihr gemerkt, dass ihr politisch zu unterschiedlichen Lagern gehört?

Kriese: Ich habe zu meinem Mann gesagt: Schon ein bisschen krass, wie er mit seiner Tochter spricht. Da waren wir zusammen Schlitten fahren. Erinnerst du dich?

Knauthe: Nein.

Kriese: Wir haben uns zum Schlittenfahren getroffen und du hast deiner Tochter gesagt: Guck doch, die Lilli*, die traut sich das! Und ich dachte: lass deine Tochter doch, wenn die sich jetzt nicht traut. Aber das war ja unproblematisch. Und dann haben wir uns am See getroffen.

Knauthe: Ja genau. Da ist das zum ersten Mal klar geworden.

Kriese: Na ja, zum ersten Mal klar wurde mir das beim Bürgerrat letztes Jahr. Ich habe mich gewundert, dass du da warst, weil du eigentlich schon weggezogen warst aus unserem Stadtteil. Der Bürgerrat war ziemlich voll, weil es darum ging, ob auf dem Wilhelmsplatz ein Zuckerfest stattfinden soll. Da hattest du einen Redebeitrag, und ich ...

Knauthe: Du dachtest: Wie ist der denn drauf?

Kriese: Ich dachte: Wie, das ist so ein AfD-Typ? In unsere Whatsapp-Gruppe schrieb dann jemand: Norman Knauthe, in Klammern: AfD.

Die Getränke kommen.

Knauthe: In welcher Whatsapp-Gruppe?

Kriese: Na, Bürgerrat Ost.

Knauthe: Da war ich nicht dabei.

Kriese: Nee, natürlich nicht. In der Gruppe ging es ja darum, dass auf den frei gewordenen Posten im Bürgerrat kein AfD-Typ gewählt wird. Wir hatten Angst, dass zu dem Treffen viele von der AfD kommen. Von euch. Und den Bürgerrat einschüchtern, damit er gegen das Zuckerfest stimmt.

Knauthe: Man muss sagen, dass dem eine andere Veranstaltung vorausging, da ging es auch um das Zuckerfest. Es hat so ein Flüchtling gesprochen, ein christlich-syrischer vom Café Hotspot ...

Kriese: Du meinst Abdel*.

Knauthe: Keine Ahnung, wie der heißt. Es kam zu einer ziemlich hitzigen Debatte.

Kriese: Dabei ging es eigentlich nur um eine kleine Förderung des Festes. Und dann ging diese Scheindebatte los, von wegen: die Flüchtlinge seien so laut auf dem Wilhelmsplatz...

Knauthe: Das ist keine Scheindebatte. Ich kenne Leute, die dort wohnen. Das ist eine Entwicklung, die man da feststellen kann, das ist wie mit allem.

Dein Eindruck ist, es wird auf dem Platz lauter durch Geflüchtete, die sich dort aufhalten?

Knauthe: Durch Personengruppen, die es dort bis vor ein paar Jahren noch nicht gab.

Und was machen sie?

Knauthe: Ich sehe das ja selber, wenn ich abends von der Arbeit dort vorbei nach Hause fahre ... Für mich hat ein Kleinkind drei viertel zehn abends nichts mehr auf der Straße verloren.

Kriese: Die Diskussion ist deshalb eine Scheindebatte, weil der Wilhelmsplatz vermehrt von zugezogenen Familien genutzt wird, aber auf dem Lutherplatz ist es genauso laut, dort sind auch viele Kinder – nur nicht von Zugewanderten.

Knauthe: Nein, aber ...

Stopp, Migration soll hier nicht das Thema sein.

Moment, jetzt sind wir wieder in der Diskussion über Zuwanderung, aber wir wollten über euch sprechen. Ihr habt also in der Auseinandersetzung über das Zuckerfest erkannt, dass ihr darin unterschiedliche Positionen vertretet. Und dann?

Knauthe: Dann haben wir uns eine Weile nicht gesehen ...

Kriese: Weil ihr weggezogen seid, aus der Innenstadt raus. Normans Tochter hat den Kindergarten gewechselt, und unsere Töchter haben sich nicht mehr gesehen.

Knauthe: Ja. Und dann haben wir uns am See getroffen.

Kriese: Ja, und ich habe gesagt: Ich kenne niemanden aus der AfD, erzähl mal, wie das ist. Und dann hast du ...

Knauthe: ... und dann habe ich dich ein bisschen überfahren.

Kriese: Du hast eine halbe Stunde lang geredet, und dann habe ich gesagt: So, das reicht mir jetzt.

Knauthe: Ja, das gebe ich zu. Man hat mir mal gesagt, ich trete manchmal auf wie ein Bulldozer.

Kriese: Das beschreibt die Erfahrung gut.

Knauthe: Aber die Debatte geht ja auch nicht mehr darum, wer hier was für einen Kuchen bäckt. Das sind grundlegende, zukunftsweisende Sachen. Ich würde mich auch gerne zurücklehnen und sagen: Das interessiert mich alles nicht. Sehr gerne sogar. Die Zeit zurückdrehen vor 2011, wo ich angefangen habe, mich mit dem ganzen Kram zu beschäftigen – das war wie ein Augenöffner.

Warum 2011?

Knauthe: Ich wollte mich mal informieren, statt Stammtischparolen auszuteilen. Dann ging es mit PI-News los ...

Au weia.

Knauthe: Die Seite kennt ihr also. Political Incorrect, ein großer Blog. Allerdings herrscht da eine ziemlich reißerische Sprache, aber man kann von dort aus weiter recherchieren. Ich schaute mir an, was Hamed Abdel-Samad über den Islam sagt, und dachte: Oh Gott! Was ist denn hier los?

Hamed Abdel-Samad ist ein deutsch-ägyptischer Politikwissenschaftler, der den politischen Islam kritisiert und von radikalen Islamisten bedroht wird. Und er ist nicht Thema dieses Gesprächs.

Wieso gerade 2011?

Knauthe: Da ging es los mit den ersten muslimischen Gefangenen. Ich bin ja Justizvollzugsbeamter. Die haben sich anders verhalten als das, was wir von deutschen oder russischen Gefangenen kannten. Viele von denen, die zuvor in arabischen Gefängnissen saßen, haben sich an den Armen selbst verletzt. Ich gehe davon aus, dass sie, wenn sie sich in Gefängnissen etwa in Libyen verletzen, dann eine anderen Behandlung bekommen. Sie werden ins Krankenhaus gefahren, dort haben sie dann besseres Essen. Das ist schlüssig.

Du verstehst das also?

Knauthe: Die Gefängnisse in Libyen, da will ich nicht sitzen, keinen Tag. Nicht mal arbeiten. Nur ist es bei uns so: Wenn jemand sich den Arm aufschneidet, stößt das einen ganzen Mechanismus an, zur Suizidprophylaxe. Dann muss der beobachtet werden. Das ist ein extremer Arbeitsaufwand. Wo es in anderen Ländern heißen würde: Was willst'n du jetzt von uns, kriegst einen Verband und gut ist. Was auch nicht unbedingt richtig ist ...

Kriese: Du wolltest also verstehen, warum sie sich selbst verletzen?

Knauthe: Ich wollte die Kultur besser verstehen, ich hatte ja vom Islam keine Ahnung. Und dann liest man über den Koran ...

Der Islam ist hier nicht das Thema!

Es geht in diesem Gespräch nicht um den Islam, es geht darum, wie ihr beide hier zusammenlebt.

Knauthe: Okay, kein Problem.

Die Gefangenen haben dich also dazu veranlasst, dich mit dem Islam auseinanderzusetzen. Und dann bist du auf der PI-Seite gelandet ...

Knauthe: Da bin ich aber recht schnell wieder weg. Der Ton hat mich gestört, aber Falschmeldungen stehen da auch nicht ...

Moment, da muss ich jetzt doch mal einhaken. ***Oh nein, ich gehe darauf ein.*** **In rechten Netzwerken ist jüngst diese Meldung über Krawalle im Prinzenbad in Berlin-Kreuzberg rumgegangen. Auslöser war ein Artikel in der „Bild", die jedoch ein Dementi drucken musste, weil es nicht stimmte: Es gab keinen Krawall im Prinzenbad diesen Sommer. Eine Falschmeldung. Bei euch aber ist das Bild angekommen, dass sich die Polizei gar nicht mehr ins Prinzenbad reintraut ...**

Knauthe: Ja!

Das ist mein Schwimmbad. Meine Freundin war da jeden Tag, sie musste ihre Doktorarbeit fertig schreiben und ist schwimmen gegangen, um sich zu entspannen ...

Knauthe: Sie kann doch auch schießen gehen!

Okay, sagen wir: Das, was du von dem Schießen erzählst, Entspannung für Körper und Geist, das bringt ihr halt das Schwimmen.

Ich kann dir jedenfalls versichern: Es gab keine Krawalle im Prinzenbad.

Knauthe: Und wieso wurde dann die Polizei angefordert?

Wurde sie ja nicht. Es gab einen Vorfall im Columbiabad.

Knauthe: Eine Massenschlägerei.

Du meine Güte, kann sein, dass irgendwann in einem der Berliner Bäder mal eine Schlägerei war! Aber es stimmt nicht, dass es jeden Tag Spannungen gibt.

Kann es sein, dass mir die Diskussion entgleitet? Ich schaue Mandy an.

Kriese: Für uns in Görlitz ist das doch eine theoretische Debatte. Hier habe ich noch nie jemanden im Burkini gesehen. Wieso spricht Wippel das an, im Wahlkampf?

Am Vortag hat die sächsische AfD ihren Wahlkampfabschluss in Görlitz gefeiert. Sebastian Wippel, ehemaliger Görlitzer AfD-Bürgermeisterkandidat, sprach darüber, dass die Polizei Schwimmbäder inzwischen mit Gewehren sichern muss.

Kriese: Wieso redet Wippel über Probleme, die wir hier gar nicht haben? Wenn ich jeden Tag im Prinzenbad bin und Leute im Burkini sehe, dann ist das Alltag. Hier nicht, und hier ist gleichzeitig die Angst davor so viel größer.

Knauthe: Man muss ja nicht warten, bis es so weit kommt.

Kriese: Aber wieso? Was ist denn das Problem am Burkini?

Knauthe: Es gab vor Jahren diese Diskussion über Badeshorts in Bädern. Die sollten verboten werden, weil sie zu viel Wasser heraustransportieren aus dem Becken.

Mandy Kriese und ich lachen. Norman Knauthe dann auch.

Knauthe: Na ja, das stört uns halt, also mein Lager. Dass jetzt alles plötzlich über den Haufen geworfen wird, wo früher noch ein übelstes Theater drum gemacht wurde. Ein 13-jähriger Kalle darf mit seinen Shorts nicht mehr ins Wasser, aber die 13-jährige Fatima.

Wieso lassen wir sie nicht einfach alle ins Wasser, wie sie wollen?

Knauthe: Stimmt schon. Aber ich finde, man muss das Recht haben, sich darüber aufzuregen. Sich beschweren zu dürfen, dass man das nicht möchte.

Kriese: Wir driften schon wieder ab. Was mich interessieren würde: Hast du eigentlich ein Problem damit, dass ich bei den Grünen bin? Denn als mein Sohn zum Bogenschießen ging und wir dich getroffen haben ...

Knauthe: Hihihi ... dachtest du: Oh mein Gott, die AfD!

Wir grinsen alle drei.

Kriese: Meine Angst war: Ist Bogenschießen ein AfD-Sport? Ich will nicht, dass mein Sohn irgendwo ist, wo sich vornehmlich AfD-Leute tummeln. Er ist elf, kommt bald in die Pubertät und wird sich abgrenzen von den Eltern. Ich würde ihn ungern in ein Umfeld schubsen, wo er etwas vorgelebt bekommt, was ich nicht vertrete.

Knauthe: Beim Bogenschießen sind alle möglichen Leute. Ich will nicht aus der Opferrolle heraus reden, aber ich verstehe einfach nicht, warum alle miteinander reden wollen, nur mit uns dann nicht. Es ist doch wichtig, dass Jugendliche verschiedene Meinungen kennenlernen. Keiner von uns hat die Wahrheit gepachtet. Wenn ich mitbekäme, dass meine Tochter Dinge von sich gibt, mit denen ich nicht konform gehe, würde ich das natürlich hinterfragen, aber ich würde sie gehen lassen.

Überallhin in der Stadt?

Knauthe: Außer ins Café Hotspot.

Das Görlitzer Café Hotspot ist ein interkultureller Treff für junge Görlitzer: Studierende, Alteingesessene, Geflüchtete.

Du glaubst, dass deine Tochter da in größerer Gefahr wäre als in einem anderen Schuppen?

Knauthe: Frage ich mal andersherum: Ab wann sind es denn keine Einzelfälle mehr?

Du weißt schon, dass die meisten Übergriffe auf Mädchen und Frauen aus dem ...

Knauthe: ... aus dem Familien- und Bekanntenkreis heraus erfolgen. Ja, das weiß ich.

Wie willst du deine Tochter davor schützen?

Knauthe: Davor kann man schlecht schützen, und das ist das Problem. Für meine Familie würde ich die Hand ins Feuer legen, dass das nicht passiert.

Würden wohl alle.

Kriese: Man bewegt sich in Filterblasen. Ihr teilt nur Geschichten, in denen der Täter ein Geflüchteter ist, seht diese Geschichten den ganzen Tag. Die Statistik ist das eine, aber die Sichtbarkeit dieser Geschichten in euren Timelines ist doch überrepräsentativ.

Knauthe: Sicherlich machen das Einheimische genauso. Schlimm genug. Ich arbeite im Gefängnis, ich habe Akten gelesen, schlimmer als jeder Horrorfilm. Der Punkt ist aber der: Wenn ich als Flüchtling in ein Land gehe, begehe ich keine Straftaten. Und als die letzten deutschen Kriegsheimkehrer kamen, 1956, schwappte da über uns eine Welle der Vergewaltigung? Die haben doch auch Krieg erlebt!

Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass es im Zweiten Weltkrieg keine Vergewaltigung gab. In den Konzentrationslagern, im Krieg.

Knauthe: Von deutschen Soldaten ausgehend?

Natürlich!

Knauthe: Okay, mag sein. Ich wandere aber doch nicht Tausende Kilometer in ein anderes Land, um dann kriminell zu werden.

Herrgott, was hast denn du für ein Menschenbild?

Ich verliere die Beherrschung.

Du arbeitest jeden Tag mit Kriminellen, und du meinst echt, die entscheiden sich eines Tages aus dem Nichts heraus dazu, kriminell zu werden – oder lieber doch nicht?

Knauthe: Ich kenne die Ursachen für Kriminalität, klar, da gibt es zig Faktoren. Aber wenn für jemanden sein Handeln schon gar nicht kriminell wirkt, weil es nach seinen Wertevorstellungen gar nicht illegal ist, woher soll er denn wissen, dass das nicht okay ist? Leute werden doch nicht zu Mitteleuropäern, sobald sie die deutsche Grenze übertreten. Für die ist die Frau genauso viel wert wie in einem Bergdorf in Afghanistan. Das blenden Leute wie ihr einfach aus.

Du blendest doch Milliarden von Muslimen aus, für die die körperliche Unversehrtheit von Frauen und Männern das höchste Gut ist! Es haben nicht alle Muslime dasselbe Menschenbild.

Knauthe: Das sage ich auch nicht.

Verdammt, dann reden wir halt doch über den Islam. Egal jetzt.

Doch, genau das sagst du: „Ich stelle ALLE „ ‚südländisch' aussehenden Männer ab sofort unter Generalverdacht, potenzielle Angreifer zu sein", das hast du 2018 auf Facebook gepostet.

Knauthe: Was schadet es denn dem syrischen Flüchtling, wenn ich ihn unter Generalverdacht stelle? Gar nicht. Weil er mich nicht kennt. Er bekommt davon nichts mit.

Was redest du denn? Du bist in der AfD! Du sitzt im Ordnungsausschuss, du machst Politik. Deren Auswirkungen merken Geflüchtete sehr wohl. Und wenn die AfD regiert ...

Knauthe: ... was nicht passieren wird.

Stille.

Knauthe: Und selbst wenn, was denkt denn ihr? Dass das „Vierte Reich" aufersteht? Dass aus Polen eine SS-Division anrauscht?

Kriese: Wenn du sagst, dass du Menschen unter Generalverdacht stellst, rüttelst du an einem Grundpfeiler der Demokratie. Unser Grundgesetz sagt: Alle Menschen sind gleich. Es gibt natürlich in verschiedenen Bevölkerungsgruppen ein unterschiedlich hohes Maß an Kriminalität. Aber zu sagen: Alle aus dieser bestimmten Bevölkerungsgruppe sind für mich erst mal pro forma schuldig – das geht überhaupt nicht.

Knauthe: Schuldig sind sie ja nicht für mich...

Kriese: Verdächtig!

Knauthe: Die potenzielle Gefahr ist dort aufgrund ihrer Sozialisation höher.

Kriese: Aber so hast du das nicht geschrieben. Du hast geschrieben: Du stellst sie unter Generalverdacht.

Knauthe: Okay, streichen wir das.

Nein, so einfach geht das nicht. Du hast klargemacht, dass du bestimmte Bevölkerungsgruppen unter Verdacht stellst, andere nicht.

Kriese: Die Unschuldsvermutung muss gelten.

Knauthe: Ach ja, galt die Unschuldsvermutung denn für mich, als meine Bilder von den Waffen skandalisiert wurden?

Das hat nichts damit zu tun.

Knauthe: Na ja. Für mich sindse in dem Sinne unschuldig, dass sie, wenn sie nichts getan haben, nichts getan haben.

Gegenüber dir haben Muslime es schwerer, zu beweisen, dass sie nichts getan haben, als weiße Christen. Sie müssen beweisen, dass sie unschuldig sind, und das ist die Umkehr der Unschuldsvermutung.

Knauthe: Okay. Dann muss ich die Frage einmal umdrehen: Wieso hättest du denn dann Probleme, Mandy, deinen Jungen in einen Sportverein zu geben, in dem Leute eine rechte Gesinnung haben? Stellst du die nicht genauso unter Generalverdacht?

Kriese: Genau darüber wollte ich ja sprechen vorhin.

Knauthe: Man darf ja nicht vergessen, wer hierherkommt. Das ist ja nicht die normale Bevölkerung. Warum will Tunesien denn manche Leute nicht zurücknehmen, die in Europa sind? Ich sehe bei Geflüchteten eine größere potenzielle Gefahr als in anderen Bevölkerungsgruppen.

Wir drehen uns im Kreis.

Kriese: Wir drehen uns im Kreis.

Lassen wir das Thema.

Knauthe: Das ist doch schade. Wieso können wir uns nicht die Zahlen des BKA anschauen? Sehen, dass die Gefahr dort größer ist – und dann darüber diskutieren, wie man damit umgeht?

Kriese: Schau dich doch mal um! Worüber reden wir? Über die große Gefahr, die hier auf den Görlitzer Straßen herrscht?

Knauthe: Man muss doch nicht erst warten, bis es hier aussieht wie in Berlin-Neukölln. Steht doch alles in den Regionalzeitungen: Polizisten werden krankenhausreif geschlagen ...

Mit Kriminalität muss umgegangen werden – wird aber ja auch.

Knauthe: Ja, genau. Wie bei euch in Berlin, wo es so super klappt. Ich habe genug Videos gesehen aus Neukölln.

Ich lebe da, und zwar gut. Denkst du, das würde ich sagen, wenn ich jeden Tag vor Messern wegrennen müsste?

Knauthe: Du hast also nie Ärger auf der Straße.

Okay, jetzt pass mal auf. Ich höre mir hier deinen ganzen Krempel an, und Mandy auch ...

Knauthe: Ja. Das tut ihr, merke ich.

... und das ist für alle Beteiligten hier nicht einfach. Ich mache das sicher nicht, um dich jetzt anzulügen. Ich wohne schon seit 15 Jahren in Neukölln. Natürlich hatte ich Ärger. Mit einem weißen Typen, weiß und deutsch, auf dem Hermannplatz, der mich fast geschlagen hätte, weil er nicht wollte, dass ich mit meinem Rad so viel Platz einnehme ...

Knauthe: ... das mag ja sein. Aber es gibt Statistiken, es gibt einen Anstieg in der Ausländerkriminalität, und da geht es eben nicht nur um deine Wahrnehmung.

Kriese: Wir können aufhören! Hallo! Wir brauchen hier nicht versuchen, uns gegenseitig zu überzeugen. Es bringt nichts.

Knauthe: Aber man kann versuchen, sich besser zu verstehen.

Vielleicht sollten wir hier aufhören?

Okay ... Zurück zum Thema. Mandy hat vorhin gesagt, sie fand es komisch, wie du mit deiner Tochter sprichst.

Kriese: Ich fand dich so antreibend. Mach doch jetzt mal, so in dem Ton. Aber ich hatte nicht das Gefühl, dass das eine ideologische Komponente hatte, sondern eher, dass du so bist, Norman. Antreibend. Ich muss dazu sagen, dass deine Ex-Frau ...

Knauthe: Wir sind getrennt.

Kriese: Die war ja Gleichstellungsbeauftrage, und ...

Knauthe: Wir sind getrennt!

Wie ist deine Ex-Frau politisch eingestellt?

Knauthe: Na, komplett so wie ihr!

Ach wirklich.

Knauthe: Genau, und als es dann akut wurde ...

Kriese: Was heißt denn akut? Als du eingetreten bist in die Partei, oder was?

Knauthe: Als meine Beschäftigung mit dem Thema ein bisschen Überhand genommen hat, als wir darüber auch zu Hause gesprochen haben, dann ... na ja. Wurde es offensichtlich, dass wir da unterschiedliche Ansichten vertreten.

Kriese: Und wie geht ihr jetzt damit um? Das kann ich mir überhaupt nicht vorstellen!

Knauthe: Na, wir sind getrennt!

Kriese: Das weiß ich schon. Aber ihr habt ein gemeinsames Kind, und vermittelt ihr da ... Also, habt ihr das mal angesprochen? Ist das geklärt, wie ihr ...?

Knauthe: Ganz schwierig.

Das war also ein Trennungsgrund. Die AfD.

Knauthe: Hmm, auch.

Kriese: Mein erstes Kind hat ja auch einen anderen Papa als mein zweites. Aber wir können nach wie vor miteinander umgehen. Nur, in eurem Fall verliert man ja die Sprache, möglicherweise ...

Knauthe: Puh ...

Kriese: Es ist also schwierig.

Hattet ihr auch unterschiedliche Vorstellungen über ihre Rolle? Als Frau?

Knauthe: Irgendwann war das Gender-Thema auf dem Tisch. Da gebe ich auch zu, dass ich derjenige bin, der da weniger Faktenkenntnisse hat.

Er beschreibt Gespräche mit seiner Ex-Frau, zum Schutz der Privatsphäre werden sie nicht wiedergegeben.

Knauthe: Immer geht es um Toleranz, aber dann heißt es: Nein, für deine Ansichten habe ich jetzt kein Verständnis mehr.

Es gibt eben eine Grenze. Du überschreitest sie. Du sprichst Menschen anhand eines persönlichen Kennzeichens weniger Rechte zu als anderen.

Knauthe: Mache ich nicht!

Doch. Wenn du sagst, dass ein Mensch muslimischen Glaubens wahrscheinlicher gefährlich wird für deine Tochter als ein christlicher Deutscher, dann ...

Knauthe: Ich bin dem Klientel gegenüber einfach vorsichtiger. Und da spreche ich aus Erfahrung ...

Kriese: Nein, du sprichst nicht aus Erfahrung. Das müssen wir jetzt mal festhalten.

Knauthe: Gut, nicht am eigenen Leib. Aber wir haben hier ja inzwischen Fernsehen, ja? Und Internet! Wir sind hier nicht mehr im Tal der Ahnungslosen. Wir wissen, was in anderen Städten so passiert.

Kriese: Ich glaube, dass du ein Spiel mit der Toleranz spielst. Mein Denken zeichnet sich durch Toleranz aus und ich habe hier die ganze Zeit diesen Zwiespalt, weil ich tolerant sein will, ich akzeptiere auch eine bunte Gesellschaft ...

Norman Knauthe rollt mit den Augen.

Kriese: ... und zu einer bunten Gesellschaft gehört ein breites Meinungsspektrum, das sich aber im demokratischen Rahmen bewegen muss. Bei Teilen der AfD ist das nicht gegeben. Und da wird es schwierig, denn da schafft sich die Toleranz selber ab.

Knauthe: Toleranz ist keine Pflicht.

Kriese: Ich find's ja spannend, sich mit dem auseinanderzusetzen, was du sagst. Gerade weil es nicht meine Meinung ist. Aber es geht nicht, dass jemand durch deine Ansichten Nachteile hat. Auf deiner Arbeit etwa. Wenn du zehn Gefangene vor dir hast, und zwei von denen haben muslimischen Hintergrund. Und du stellst sie unter Generalverdacht ...

Knauthe: Wir müssen alle gleich behandeln. Aber wenn ich angespuckt werde, von egal wem, dann mache ich keinen Stuhlkreis mehr auf. Ich habe Leute gesehen, die haben Urin ins Gesicht geschüttet bekommen, von Deutschen. Aber ein Syrer hat messbar keinen Nachteil davon, dass ich ihn skeptischer betrachte. Auf meiner Arbeit und im Ausschuss für Umwelt und Ordnung bewege ich mich selbstverständlich im Rahmen des Grundgesetzes. Das kann ich als Parteimitglied gar nicht anders.

Ich habe mich hier in Görlitz mit Geflüchteten unterhalten. Die konnten mir von so einigen Nachteilen berichten, die sie durch eure „Skepsis" haben.

Knauthe: Welche denn?

Ein Deutscher, der vor zwanzig Jahren aus Eritrea kam, hat mir von seiner Tochter erzählt, die ist ein Jahr und acht Monate alt. Auf dem Spielplatz sagen Eltern ihren Kindern „Spiel nicht mit dem Ausländerkind!“

Knauthe: Natürlich tut mir das leid für das Kind. Kinder können nichts dafür.

Sein Vater jawohl auch nicht!

Knauthe: Frag doch mal die Flüchtlinge, wie sie zu Frauen stehen.

Ein Görlitzer aus Äthiopien hat das Thema Frauen mir gegenüber angesprochen.

Knauthe: Und?

Er hat gesagt: „Es gibt so coole Frauen in Deutschland. Angela Merkel. Und: Carola Rackete. In Deutschland sollten mehr Frauen an die Macht.“

Norman Knauthe legt seine Stirn auf den Tisch.

Knauthe: Über Carola Rackete diskutiere ich jetzt nicht. Natürlich wird hier auf dem Marienplatz keiner geköpft vom IS. Aber das muss doch auch nicht erst vor der Tür stehen. Wenn ihr die Begleiterscheinungen von Multikulti so hinnehmen wollt, dann ist das euer gutes Recht. Aber meines ist es, das abzulehnen.

Was würdest du dann vorschlagen? Die Asylprüfung abschaffen?

Knauthe: Obergrenzen einziehen.

Das Recht auf Asyl steht im Grundgesetz und zieht die Einzelfallprüfung nach sich.

Knauthe: Reden wir über Fachkräfte.

Wir driften ab. Schon wieder.

Knauthe: Wenn Siemens Stellen abbaut im vierstelligen Bereich, wo haben wir denn da einen Fachkräftemangel?

Natürlich gibt es einen Fachkräftemangel. Etwa in der Pflege ...

Knauthe: Ganz genau! Im Niedriglohnsektor! Weil kein Schwein diese mies bezahlte, körperlich schwere Arbeit machen will.

Kriese: Was hat denn das Asylrecht jetzt mit dem Fachkräftemangel zu tun?

Knauthe: Der Fachkräftemangel wird als Argument für die Zuwanderung genommen.

Offenbar gibt es bei dir ein so großes Bedürfnis, über Migrationspolitik zu diskutieren, dass du gar nicht anders kannst.

Knauthe: Kennt ihr den Begriff „red-pilled“, abgeleitet aus dem *Matrix*-Film? So ist das. Du nimmst eine rote Pille, du kannst nicht mehr zurück. Auch wenn ich sage: Ich will das alles nicht mehr sehen. Es geht nicht mehr. Mittlerweile hoffe ich, dass es nicht zu dieser Diskussion kommen wird, wenn ich Freunde treffe.

Kriese: Deine Freunde denken also anders als du?

Knauthe: Teils, teils. Sobald ich erzähle, wo ich arbeite, kommt die Frage: Und? Ist jetzt schon anders als früher, hmm? Und schon geht’s los. Wenn du sagst: Ich möchte nicht darüber reden, dann ist das zu spät, dann ist das Thema schon auf dem Tisch! Wir sind ja jetzt noch nicht so alt, aber ich kann mich nicht erinnern, dass es schon mal so war. Vielleicht bei der Wende, das letzte Mal.

Jetzt mal abgesehen von der Migrationspolitik: Vor welcher Wende siehst du die Gesellschaft derzeit stehen?

Knauthe: Wenn ich höre, jetzt gibt’s männlich, weiblich und divers, zu dieser Herangehensweise habe ich keinen Zugang. Das zieht so einen Organisationsaufwand hinterher, wie soll man denn all diese Unterschiedlichkeiten abdecken, der Nächste fühlt sich benachteiligt, weil sein sexuelles Geschlecht, was nur er definieren kann, nicht berücksichtigt wird ...

... alle Geschlechter, die nicht weiblich oder männlich sind, sind divers. Fertig geregelt. War doch gar nicht so viel Aufwand.

Knauthe: Jeder kriegt seinen „safe space“, und wenn es um die freie Meinungsäußerung geht, nämlich dass man die mitteleuropäische Kultur behalten möchte, wie sie ist, gilt man als rückwärtsgewandt.

Kriese: Mir ist wichtig, dass ich meinen Kindern eine Art regionale Identität mitgebe: Wo kommen wir eigentlich her? Ich war mit denen auf dem Bagger im Braunkohletagebau, und wir haben erklärt, wo die Kohle herkommt. Wir haben über die DDR gesprochen und die Wende. Über die Oberlausitz: Hier bist du her, das sind deine Wurzeln, da kommt deine Familie her. Wer fest verwurzelt ist, kann offen sein gegenüber anderen Kulturen, das erhoffe ich mir für meine Kinder.

Knauthe: Das sollen sie ja auch. Aber was machst du denn, wenn dein Kind auf eine Schule kommt, in der 80 Prozent der Schüler Migrationshintergrund haben?

Kriese: Dann hoffe ich mal, dass die Schule ein gutes Konzept hat, damit alle Kinder dasselbe Lernpensum bewältigen können. In der Fischmarktschule beobachten die Lehrer in den ersten zwei Wochen alle Kinder. Es gibt dann eine Klasse für die Kinder, die die deutsche Sprache noch nicht so gut können, um sie zu lernen. Am Ende profitieren die Kinder davon,dass sie gemeinsam lernen.

Knauthe: Und was machst du, wenn dein Kind mal kommt und sagt: Mama, ich hab aufs Maul bekommen...

Kriese: Das ist schon passiert.

Knauthe: Na schön.

Kriese: Das Problem damals ist der Erik* gewesen.

Knauthe: Wer?

Kriese: Der Mitschüler, der meinen Sohn geschlagen hat. Das war der Erik. Der Milieu-Junge.

„Milieu-Junge“, was meinst du mit dieser Bezeichnung?

Kriese: Na ja, die Mama und der Papa ... Das ist alles schwierig für das Kind. Der Junge, der in der Klasse immerzu Probleme macht.

Knauthe: Und der hat deinen Sohn Kartoffel genannt?

Kriese: Nee, er hat ihn verprügelt.

Knauthe: Okay, das geht nicht, aber mir geht es explizit um das Abgrenzen der Gegenkultur zu unserer. Indem man darauf hinweist: Du bist eine Kartoffel.

Die Beschimpfung als Kartoffel findest du schlimmer als andere Schulhof-Beschimpfungen?

Knauthe: Wir haben uns als Kinder in der Schule auch geprügelt. Aber da wurde niemand verprügelt, nur weil er anders aussah.

An Schulen werden immer Kinder fertiggemacht. Weil sie Brillentragen, homosexuell sind, leise oder unsportlich ...

Knauthe: Die Schwulen und Lesben haben dafür ihre LGBT-Community, um sich zusammenzutun.

Vielleicht gibt's ja bald die Kartoffel-Community ...

Knauthe: Ach, das ist doch Käse. Ihr lacht nur so lange, bis es euch mal selber trifft.

Kriese: Es ist zehn vor sechs, ich würde mir das Wahlergebnis gerne bei den Grünen ansehen. Ist es okay, wenn ich jetzt losfahre?

Klar.

Knauthe: Setzen wir beide uns dann endlich raus?

Luft, Sahne, Kirschen, Lachen. Mandy Kriese schließt ihr Fahrrad auf.

Knauthe: Mandy, sei nicht so traurig, wenn's heute Abend nicht reicht für euch ...

Kriese: Gleichfalls.

Knauthe: Haha, das werden wir ja sehen. Bis zum nächsten Mal!

Kriese: Ich fand das Gespräch sehr spannend, wirklich.

Mandy Kriese fährt los.

Knauthe: Also, im Prinzip ist es ganz einfach: Ich möchte nicht, dass sich mein Lebensumfeld so entwickelt, wie es in vielen Großstädten schon der Fall ist. Natürlich bin ich auch froh, dass es nicht nur deutsche Imbisse gibt, und Zuwanderung ist in Grenzen auch förderlich. Aber wenn ich im Westen Deutschlands in Stadtteilen bin, wo ich kein deutsches Schild mehr sehe, habe ich darauf keinen Bock ...

Nur fünf Prozent der Bevölkerung in Deutschland sind muslimisch! Fünf!

Knauthe: Kennst du die Geburtenraten?

Ach, komm ... Die Antifa-Seite „Alternative Dresden News“ sagt dir eine Nähe zu den rechts-extremen Identitären nach. Bist du bei den Identitären?

Knauthe: Nein. Aber Ich habe T-Shirts vom patriotischen Versand Phalanx Europa. Zum Beispiel Reconquista ...

Wie deine Augen jetzt sprühen, krass, das findest du richtig geil, die Vorstellung, Europa von rechts zurückerobern ...

Knauthe: Na und?

Das macht mir Angst.

Die Wahlergebnisse sind da: 27,5 Prozent für die AfD, 8,6 Prozent für die Grünen in Sachsen. Norman Knauthe wirkt enttäuscht, die AfD ist nicht stärkste Partei geworden. „Du bist enttäuscht.“ – „Nein.“

Botschaften aus einer anderen Welt

Es ist nicht einfach, mit Gerhard Stoll Kontakt aufzunehmen. Er mag es nicht, angefasst zu werden, und wenn er etwas sagen will, diktiert er die Sätze mit dem Blinzeln seiner Augen. Seit 30 Jahren. »Locked-in« heißt sein Zustand: »Eingeschlossen«. Ein Gespräch, geführt über Monate hinweg, Buchstabe für Buchstabe

Von Hella Kemper ZEIT Wissen Magazin, 10.12.2019

Das hessische Dorf Kleingladenbach liegt etwa 50 Autominuten westlich von Marburg. Am Nordhang steht ein Haus mit Anbau, an dessen Tür ein handgeschriebenes Schild klebt: G. Stoll. Hier lebt Gerhard Stoll seit fast 30 Jahren. In diesen 30 Jahren gab es Momente, in denen er nicht mehr leben wollte, und welche, in denen er mit aller Kraft um sein Leben gekämpft hat. Jetzt ist er 52 Jahre alt. Seine raspelkurz geschnittenen Haare werden grau. Aber das werde ich alles erst später sehen und erfahren. Am Anfang sind nur meine Fragen dort in Kleingladenbach.

Herr Stoll, wie geht es Ihnen?

Im Moment geht es mir gut. Ich sitze bei meiner Familie im Wohnzimmer, und mein Bruder Siegfried liest mir Ihre Fragen vor.

Wie sieht ein ganz normaler Morgen bei Ihnen aus?

Ich wache auf und werde freundlich von der diensthabenden Krankenschwester begrüßt. Dann wird der Rollladen hochgefahren, und die Morgenpflege beginnt. Ich werde von Kopf bis Fuß gewaschen. Zudem wird meine Haut massiert, damit ich nicht durchliege. Bei der Pflege höre ich gerne Musik. Das wirkt entspannend.

Hören Sie auch die Vögel morgens singen?

Morgens, wenn ich mich in meinem Zimmer befinde, kann ich die Vögel nicht singen hören. Das ist aber möglich, wenn ich bei sonnigem Wetter bei uns im Garten sitze. Ich

freue mich schon darauf, wenn das wieder möglich wird. Es kommt auch jetzt schon vor, dass ich vormittags im Garten sitze und mir die morgendliche Brise um die Nase wehen lassen kann.

Wie wachen Sie auf – eher gut gelaunt?

Das ist bei mir wie bei jedem anderen Menschen: Manchmal wache ich gut gelaunt auf und manchmal nicht so gut gelaunt. Auf jeden Fall möchte ich bis Punkt acht Uhr meine Ruhe haben. Das Personal hält sich auch daran.

Und dann startet das Pflegeprogramm?

Die Pflege wird von der diensthabenden Krankenschwester in aller Ruhe durchgeführt. Während der Pflege lasse ich meine Gedanken schweifen.

Gerhard Stolls Bruder Siegfried arbeitet als Pädagogik-Dozent in Bayern, ist aber oft zu Besuch. Er ist nur ein Jahr älter als Gerhard.

Erinnern Sie sich noch daran, wie es war, als Sie aus dem Koma erwacht sind?

Gerhard Stoll antwortet nicht.

Aber sein Bruder Siegfried: Zu den Fragen bezüglich seiner Erlebnisse in der Vergangenheit will Gerhard sich nicht mehr äußern. Ich habe das Gefühl, dass dieser Kontext kein Thema mehr für ihn ist. Ich empfehle Ihnen freundlich, die Fragen mehr auf das Heute und auf schöne Erlebnisse oder Gedanken auszurichten. Es ist wichtig, geduldig zu sein und seinen Rhythmus zu erspüren. Wenn alles klappt, wird Gerhard bald in Ihre Nähe an die Nordsee reisen. Vielleicht öffnet er sich im Urlaub und erzählt.

Ich stehe an der »Alten Liebe« in Cuxhaven, einem ehemaligen Schiffsanleger. Es ist der 22. Juni, 14 Uhr. Hier bin ich zum ersten Mal mit Gerhard Stoll verabredet. Ich habe das Buch, das die beiden Brüder zusammen geschrieben haben, studiert wie eine Bedienungsanleitung – was darf ich, was nicht? Im Buch steht, dass Gerhard Stoll nicht gern angefasst wird, weil er dann Spastiken bekommen kann, die nicht schmerzen, aber unangenehm sind. Über Nacht hat es geregnet, der Himmel ist bedeckt. In der Ferne leuchtet ein pinkfarbener Fleck. Ist das Gerhard Stoll? Ich gehe dem Pink entgegen. Es ist sein Sitzsack.

Ich habe Ihnen etwas mitgebracht. Darf ich es Ihnen geben?

Ja.

Ich zeige ihm Fotos vom Meer, von großen Wellen.

Schöne Perspektiven. Die mag ich.

Darf ich Sie etwas fragen?

Ja.

Sie mögen die Nordsee. Was ist hier im Hafen besonders schön?

Die kleinen Krabbenkutter, wenn sie wohlbehalten am Pier festmachen.

Er ist von drei Pflegerinnen umgeben, die sich jetzt in Bewegung setzen. Heidi Schmidt schiebt den elektrischen Rollstuhl, ich schließe mich dem Zug an. Später werden die drei mir erzählen, dass sie Gerhard Stoll schon lange betreuen. Conny Grube seit 20, Sandra Willner seit 16 Jahren. Heidi Schmidt ist in derselben Straße aufgewachsen wie Gerhard Stoll, sie sind gleich alt. Um ihn pflegen zu können, hat sie sich intensivmedizinisch auf derselben Station eingearbeitet, auf der er lag. Als sie zusammen mit ihm nach Hause wechselte, prophezeiten ihr einige Kollegen, dass ihr neuer Arbeitsplatz keine Zukunftsperspektive habe. Gerhard Stoll hat diese Prognose widerlegt, mit jedem Jahr, das er lebt. Wir spazieren zum Hamburger Leuchtturm, Heidi Schmidt positioniert den Rollstuhl nahe einer kleinen Texttafel. Sie lockert die seitliche Kopfstütze.

Heidi Schmidt: So kannst du besser hören.

Der Wind verweht, was sie von der Tafel abliest. … neun Seemeilen … 22 Kilometer, aber das weißt du ja als Matrose.

Ich schaue Gerhard Stoll fragend an.

Matrose?

Ja.

Gegenüber befindet sich ein Café. Es ist gut besucht. Heidi Schmidt steuert am Tresen vorbei, schrammt einen Barhocker. Ein paar Erwachsene drehen ihre Köpfe weg. Die Pflegerinnen bestellen Kaffee und Kuchen.

Wie hieß das Schiff, auf dem Sie als Matrose waren?

Wenn Gerhard Stoll etwas sagen will, diktiert er die Worte mit dem Blinzeln seiner Augen. Buchstabe für Buchstabe (siehe rechte Seite). Jetzt antwortet er:

Mosel, das hört sich meer an, als es ist.

Heidi Schmidt grinst über das zweite »e« im Wort meer: Manchmal erlaubt sich Gerhard Stoll kleine Wortspiele, sagt sie. Wörter schon nach ein paar Buchstaben erraten darf man aber trotzdem nicht. Das nervt und verwirrt ihn, sagt sie. Nur wenn man ganz sicher ist, darf man ihm ein Wort vorschlagen.

Acht Pflegerinnen und ein Pfleger teilen sich im Schichtdienst sechs Stellen, um Gerhard Stoll rund um die Uhr zu versorgen. Auch nachts.

Heidi Schmidt: Urlaub ist eine wichtige Abwechslung im ewig gleichen Alltag von Gerhard. Die Routine daheim gibt ihm Sicherheit, aber ein paar Tage an der Nordsee verleihen ihm Flügel. Von der Krankheit kann er keinen Urlaub machen, aber er kann es sich mit ihr schön machen.

Gerhard Stolls beigefarbenes Mittagessen ist durchgelaufen, Heidi Schmidt spült den Schlauch, der zum Magen führt, mit Wasser nach, misst die Sauerstoffsättigung, 97 Prozent. Der Puls? 77. Hier sind die Werte immer prima, sagt Heidi Schmidt. Die Nordseeluft tut ihm gut. Die Beatmungsmaschine schnauft im gleichmäßigen Rhythmus. Mit ihrer Hilfe macht Gerhard Stoll keine Atemzüge, sondern Atemhübe, die Maschine drückt die Luft in die Lunge. Ein Halstuch verdeckt den Zugang der Maschine zur Luftröhre.

Was bedeutet es Ihnen, wie Sie aussehen, Herr Stoll? Welche Kleidung Sie tragen?

Das Nickituch, das die Beatmung verdeckt, ist mir wichtig. Ich möchte gut gekleidet sein. Auch meine neuen festen Schuhe geben mir das Gefühl, perfekt auszusehen. Sie geben mir ein Stück Würde.

Für jede Reise packen die Pflegerinnen eine mobile Intensivstation ein: Ersatzakku für das Beatmungsgerät, Schläuche, Tücher, Spritzen, Medikamente, sogar eine eigene Matratze gehört zum Gepäck. Vor etwa 20 Jahren hat Gerhard Stoll den Wunsch geäußert, mal rauszukommen, erzählt Heidi Schmidt. Ohne Geschwister, ohne Eltern. Also fuhr sie ihn mit dem VW Bulli in das nahe gelegene Gartenhaus einer Kollegin. Als

Gerhard Stoll mitbekam, dass sie den Bulli steuern würde, hat er besorgt geguckt und gesagt: »An dem bisschen Leben, das mir geblieben ist, hänge ich.«

Herr Stoll, möchten Sie etwas sagen?

Ja.

Sein Blinzeln führt zur Buchstabenfolge »Hmosospaer...« Heidi Schmidt will helfen:

Willst du sagen: SOS per Lidschlag? So heißt nämlich das Buch.

Nein.

Er blickt vor sich hin. Und Heidi Schmidt sagt: »Jetzt klinkt er sich aus.«

Wir verlassen das Café, bummeln zu den Andenkenläden. Ob er etwas für seine Neffen aussuchen wolle, fragt Heidi Schmidt. Gerhard Stoll guckt sie nicht an. Ein Schiff der Küstenwache legt ab. Als etwas Speichel aus dem Mundwinkel läuft, schiebt eine der Pflegerinnen einen Schlauch ins linke Nasenloch, zieht ihn heraus, dann dieselbe Prozedur beim rechten. Durch den Schlauch läuft Schleim in einen kleinen Kanister.

Heidi Schmidt: Dass er sich ausklinkt, muss man aushalten können. In letzter Zeit tut er das häufiger. Vielleicht ist er müde. Seinen Unwillen signalisiert er, indem er die Augenbrauen hochzieht. Dann passt ihm etwas nicht. Dann läuft etwas schief.

Nach dem Ausflug an die Nordsee nehmen wir unser Gespräch zunächst wieder per E-Mail auf. Sein Bruder Siegfried Stoll schreibt:

Es freut mich, dass Gerhard sich mit Ihnen so umfassend ausgetauscht hat. Bei mir sagt er nur sehr wenig. Nachdem er mir für unser Buch seine Gedanken diktiert hatte, erklärte er, dass er nun alles gesagt habe. Gerhard hat mir aber mitgeteilt, dass er mit einem weiteren Besuch von Ihnen einverstanden ist. Sie können also gerne zu uns nach Kleingladenbach kommen. Ich hoffe nur, dass er in diesem Zeitraum kommuniziert – es gibt auch Zeiten, in denen er die Augen geschlossen hat, was auch über Tage der Fall sein kann. Ich empfehle, dies im Blick zu haben, damit Sie nicht enttäuscht sind.«

Womit könnte ich Ihnen eine Freude machen, wenn ich Sie besuchen komme?

Ich hätte gerne etwas in der Hand. Etwas, was die Kinder tröstet. Auch in der Sahara oder in der wüsten Gobi. Etwas Süßes. Gummibärchen oder anderes Geschnewel oder Geschnübbel.

Am 12. August treffe ich ihn vor dem Museum für Kunst und Kulturgeschichte in Marburg. Zwei Pflegerinnen und der Fahrer bugsieren ihn aus dem Taxi. Conny Grube schiebt den Rolli Richtung Oberstadt, der Altstadt Marburgs. Am Rand einer Gasse spielt ein Straßenmusiker eine wehmütige Weise. Conny Grube erzählt, dass Gerhard Stoll einmal gesagt hat: »Solche Musik ist so schön, da kannst du auf den Dachboden gehen und dir einen Strick mitnehmen.« Wir treffen Siegfried Stoll, er zieht einen Bollerwagen, in dem die mobile Intensivstation verstaut ist. Er hat einen Tisch auf der Terrasse des Cafés am Markt reserviert. Die Pflegerinnen bestellen Kaffee, Siegfried Stoll einen Krokantbecher.

Was bedeutet es Ihnen, dass Ihr Bruder so oft wie möglich aus Bayern zu Ihnen kommt, Herr Stoll?

Mir gefällt es, wenn meine Mutter im Altersruhesitz noch Unterstützung findet. Sie und Siegfried sind die Organisatoren meiner -Lebensform. Siegfried kann mich und meine Kommunikation gut verstehen und mich darin gut unterstützen. Das verschafft mir Sicherheit und Geborgenheit.

Was ist anders, wenn Ihr Bruder da ist?

Wenn mein Bruder Siegfried an den Wochenenden kommt, ist die Atmosphäre schön. Er tauscht sich mit mir aus und erzählt lustige Begebenheiten. Ich möchte nicht traurige Geschichten von Leuten hören, die bedrückt an meinem Bett stehen. Lieber sind mir lustige, aufmunternde Gespräche. Ich mag humorvolle Leute und Filme. Hape Kerkeling gehört da auf jeden Fall dazu. Ich mag seinen fühligen Humor.

Sie sind selten allein, immer ist Pflegepersonal um Sie herum.

Lissy Braun, die zweite Pflegerin, sagt: »Manchmal will Gerhard, dass wir aus dem Zimmer gehen. Oder dass wir leise sind, nicht unentwegt reden.« Und sein Bruder sagt: »Als wir einmal im Fernsehen ein Fußballspiel geguckt haben und ich ein bisschen zu viel geredet habe, sagte Gerhard plötzlich: Still, sonst raus.« Dann fragt er Gerhard:

Wenn du allein sein willst, ziehst du dich in dich zurück, oder?

Ja.

Dann bist du in deiner Welt?

Ja.

Siegfried Stoll: Unsere Mutter erkennt sofort, ob Gerhard schläft oder ob er einfach nur seine Ruhe haben will.

Lissy Braun: Wichtig ist, dass man sein Schweigen nicht als gegen sich persönlich gerichtet versteht. Es ist seine Entscheidung. Gerhard mag auch nur mit Erlaubnis berührt werden. Anfangs hat er mir einmal diktiert: Finger weg! Da hab ich am nächsten Tag erklärt, warum ich ihn anfasse, damit er weiß, was ich tue. Daraufhin hat er mir diktiert: Das ist in Ordnung. Und von da an durfte ich es. Bei meinem ersten Notfall hatte er einen Spasmus und brauchte bestimmte Medikamente. Ich habe ihm erklärt, was gerade Sache ist, weil er nicht mitbekommen hatte, dass es um sein Leben ging. Als es ihm wieder besser ging, fing er an zu diktieren und bedankte sich bei mir. Nicht dafür, dass ich ihn gerettet hatte. Er bedankte sich dafür, dass ich ihm gesagt hatte, was los ist, und nicht einfach vor mich hin gearbeitet hatte.

Was mussten Sie in den letzten 30 Jahren vor allem lernen, Herr Stoll?

Gerhard Stoll zieht die Augenbrauen hoch.

Sein Bruder erzählt, dass er früher Dudelsack gespielt habe und Trompete, dass er viel gemalt und Modellflugzeuge gebaut habe.

Siegfried Stoll: Das kann Gerhard jetzt alles nicht mehr. Anfangs hat er gesagt: »Das ist halt so.« Aber er hadert mit seiner Situation. Obwohl er seine Möglichkeiten nutzt: Eine Zeit lang brauchte er eine Brille, jetzt schafft er es ohne, seine Ohren sind wieder besser geworden, nun erobert er sich seinen Geschmackssinn zurück, und gerade lernt er, einen Computer mit seinen Augen zu bedienen. Gerhard will auch nach 30 Jahren »Locked-in« noch Neues entdecken.

Was vermissen Sie, Herr Stoll?

Am liebsten würde ich wieder malen. Mit meinen Händen.

Sein Bruder sagt, das sei ein schwieriges Thema: die große Frage nach dem Gesundwerden. Und er schlägt vor:

Lass uns lieber übers Eis reden.

Ja.

Wie viele Kugeln willst du? Eine?

Ja.

Schokolade?

Lieber Mango.

Du bist eben konservativ.

Die Pflegerinnen erklären, wie sie mit einem kleinen Luftballon Luft- und Speiseröhre verschließen, wenn Gerhard Stoll etwas zu sich nimmt, es herunterschlucken kann er nicht.

Lissy Braun: Wir haben ihm schon Erbsen und Makrele, Möhrchen und Hähnchen oder Erdbeermarmelade von der Mutter gereicht. Bevor ich die Mahlzeit püriere, zeige ich sie Gerhard und erkläre ihm die Zubereitung. Das liebt er. Er macht auch Vorschläge, welche Gewürze er genommen hätte. Kürzlich erst haben wir Hefeschnecken gebacken. Manchmal schneide ich ihm einen Pfirsich klein und stecke ihm kleine Stücke in den Mund, die er lutscht, bis ich sie wieder herausnehme. Ernährt wird er über eine Magensonde.

Wir gehen auf den Vorplatz der abseits gelegenen Marienkirche. Lissy Braun nimmt mit dem Löffel etwas Eis auf und schiebt es Gerhard Stoll zwischen die Lippen. Er öffnet sie einen winzigen Spalt. Noch einen Löffel. Und noch einen. Es fängt an zu regnen. Niemand hat an einen Regenschirm gedacht. Macht nichts, sagt Siegfried Stoll, sein Bruder liebe es, wenn er Wind und Regen auf der Haut spüre. Wir gehen in eine Buchhandlung. Aus dem Regal mit Hörbüchern zieht Siegfried Stoll Hape Kerkelings »Der Junge muss mal an die frische Luft« und fragt:

Möchtest du das haben?

Ja.

Als wir die Buchhandlung wieder verlassen, hat Gerhard Stoll außerdem zwei Koch- und drei Backbücher ausgesucht. Am nächsten Tag treffe ich Siegfried Stoll auf der

Terrasse des Weinlädele in der Marburger Oberstadt. Er kommt abgehetzt an, er habe sich noch um die Pflege seiner Mutter kümmern müssen, die nach einem Sturz mit einer Rippenprellung im Bett liege, aber das Familienmotto sei: Handeln, nicht jammern.

Was wird jetzt mit Ihrer Mutter?

Siegfried Stoll: Niemals käme meine Mutter in ein Pflegeheim. Das gibt es bei den Stolls nicht. Die Liebe ist eine enorme Kraft, die uns antreibt. Auch durch unseren Vater. Er war Steinmetz und dann Pastor. Er ist immer dorthin gegangen, wo es wehtut. Er hat viele Sterbende begleitet.

Wie lange lag Gerhard im Koma?

Ein halbes Jahr. Das Wachkoma ist keine Endstation. Das Gehirn ist ein soziales Organ, das durch Beziehung gesunden kann, wenn es angeregt wird – vor allem durch soziale Interaktion. Das Gehirn braucht Emotion und Stimulation.

Wie haben Sie Ihren Bruder spüren lassen, dass er nicht allein ist?

Wir haben ihn gestreichelt, mit ihm geredet, wir haben ihm Kassetten vorgespielt, auf denen Gerhard sein eigenes Posaunenspiel aufgenommen hatte. Unsere Mutter hat ihm häufig aus der Zeitung und der Bibel vorgelesen. Wir sind jeden Tag die 42 Kilometer lange Strecke zwischen Kleingladenbach und Marburg gefahren, damit immer jemand bei Gerhard sitzen konnte. Irgendwann habe ich bemerkt, dass sich seine Augen etwas öffneten, so als würde er blinzeln. Die Ärzte sagten, das sei nur meine Projektion oder ein Reflex. Aber ich habe Gerhard getestet. Ich habe gesagt: »Gerhard, ich zähle jetzt bis drei, und bei drei drückst du dreimal deine Augen zusammen.« Er hat es gemacht. Er hatte mich gehört! Von wegen Reflexe. Das habe ich dem Arzt gezeigt.

In dem Buch, das die beiden Brüder zusammen geschrieben haben, erinnert sich Gerhard Stoll an das Aufwachen aus dem Koma. Zitat:

Als ich auf der Intensivstation aufwachte, stellte ich fest, dass ich in einem Krankenhausbett liege. Ich wollte mich bewegen, aber das ging nicht. Ich sagte mir: Alles egal. Gott wird das schon machen. (...) Ich freute mich beim Aufwachen darüber, - meine Eltern und Brüder wiederzusehen. (...) Ihr habt an meinem Bett gestanden. Eigentlich wollte ich nicht mehr zurück. (...) Wenn nicht die vielen liebevollen Dinge mit mir gemacht worden wären, wäre ich wahrscheinlich im Dornröschenschlaf

versunken und nicht mehr aufgewacht. (...) Vielleicht tröstet es die Angehörigen von Komapatienten ein wenig, dass ich im Koma (...) keine Schmerzen hatte. (...) Es ist wohl wichtig, dass ich noch einmal betone, dass der Aufenthalt im Koma eine wunderbar schöne Sache für mich war. (...) Die CT-Aufnahmen von meinem Gehirn zeigen einen Trümmerhaufen.

Wie lange lag Gerhard auf der Intensivstation?

Siegfried Stoll: Zweieinhalb Jahre. Neben röchelnden und sterbenden Menschen. Einmal hat er einem Pfleger, der ihn nicht gut behandelt hatte, in den Finger gebissen.

Kann er denn seinen Kiefer bewegen?

Er kann beißen. Schon auf der Intensivstation war zu beobachten, dass seine Sinne sich verbesserten. Bis heute entwickelt Gerhard ja seine Fähigkeiten weiter.

Wie hat das Locked-in-Syndrom Ihr Leben beeinflusst?

Die Karriere war vorbei. Meine Beziehung ging kaputt. Ich kann verstehen, dass kein Partner auf Dauer die Intensität nachvollziehen kann, die ich bei der Betreuung meines Bruders an den Tag lege. Weil jeder Tag wichtig ist, jede Minute. Erst habe ich gedacht, dass die anderen mich verstehen müssen. Aber ich habe gelernt, dass ich verstehen muss, dass sie mich nicht verstehen.

Sagt Gerhard, wenn ihm etwas nicht passt?

Wenn er jemanden von uns oder den Pflegerinnen strafen will, dann beißt er sich auf die Zunge. Er spürt das nicht. Dann läuft das Blut aus dem rechten Mundwinkel aufs Hemd. Er muss sauber gemacht werden. Und es sieht schlimm aus. Das ist auch eine Form von Autoaggression.

Spricht Gerhard darüber, wie er Sie sieht und Ihre Beziehung?

Dankbar ist er. Er ruht in sich. Und er freut sich. Mit äußerstem Genuss erfindet er immer wieder Wörter, sodass ich völlig ratlos bin. Früher habe ich dann panisch versucht, ihn zu verstehen, bis ich merkte, dass er bewusst Wörter so formuliert, dass ich auf Suche gehen muss, um ihn zu verstehen. Wenn ihm das gelingt, freut er sich diebisch.

Auf Fragen zur Vergangenheit und zu seiner Erkrankung reagiert er nicht. Ist es zu schmerzhaft?

Über Gefühle zu sprechen ist für ihn nie von Belang gewesen. Er hat schon früher, als er noch gesund war, nie über unsere Beziehung gesprochen. Wir mögen uns in der Familie, wir helfen uns, wir sind füreinander da, aber wir reden nicht darüber.

Was hat Sie Gerhards Zustand gelehrt?

Ich habe gelernt, neu zu glauben, ich glaube an Jesus Christus. Als ich noch im Studium war, habe ich mit Gerhard manchmal übers Sterben gesprochen. In diesen Gesprächen sagte er mal, dass er nicht mehr leben wolle. Ich solle das Beatmungsgerät ausschalten. Als ich die Hand an den Schalter legte, hat er die Augen aufgerissen. Nein! Ich soll es nicht ausmachen. Ich hätte es auch nicht ausgestellt.

Hat er heute auch noch solche Tiefs?

Es kommt vor, dass er über Wochen die Augen nicht aufmacht. Manchmal helfen Antidepressiva. Viel wichtiger sind unsere Eltern. Sie sind jeden Tag bei ihm, verbringen viele Stunden mit ihm, gehen mit ihm in den Garten, sagen ihm Gute Nacht, lesen ihm aus der Bibel vor, beten mit ihm, erzählen ihm, was passiert – seit 30 Jahren jeden Tag. Meine Mutter hat viele Jahre bei der Pflege geholfen. Es war für sie wichtig, für ihren Sohn da zu sein. Aber meine Eltern wären fast zerbrochen. Vater ist in Frührente gegangen. Ihm kamen auf der Kanzel die Tränen. Das ging nicht mehr.

Kommen noch alte Freunde zu Besuch?

Früher waren es viele. Jetzt ist es den meisten zu anstrengend, zu bedrückend. Aber zum Geburtstag kommen viele. Und wenn Gerhard mit seinem Rolli durchs Dorf fährt, wird er überall sehr herzlich begrüßt.

Was ist für Sie als älteren Bruder das Schwierigste?

Die Tatsache, davon ausgehen zu müssen, dass sich die Situation meines Bruders nicht mehr maßgeblich ändern wird. Ich habe ihm gesagt: Gerhard, wenn ich könnte, würde ich dir ein neues Gehirn einbauen. Auch nach 30 Jahren kann ich mich nicht an diese Situation gewöhnen. Wenn ich meinen Gefühlen freien Lauf lassen würde, würde ich einfach nur weinen.

Wie haben Sie es damals geschafft, Ihren Bruder nach Hause zu holen?

Gerhard ist ein Mensch und keine Maschine. Eine Maschine kann man überall hinstellen. Um ihn nach Hause zu holen, mussten wir immer wieder Grenzen sprengen. Manche Experten sagen heute noch, dass die langfristige Versorgung von Hirnverletzten zu Hause schwierig ist. Mich hat Professor Zieger aus Oldenburg sehr ermutigt. Er ist Neurochirurg und war Ärztlicher Leiter der Station für Schwerst-Schädel--Hirn-Geschädigte am Evangelischen Krankenhaus Oldenburg und Chefarzt der Klinik für Neurorehabilitation.

Ich rufe Andreas Zieger an.

Andreas Zieger: Entscheidend für das Überleben eines jeden Menschen ist die Frage: Ist die Umgebung lebensfreundlich oder lebensfeindlich? Die Überlebensdauer ist auch abhängig von der sozialen Zuwendung und der Präsenz anderer Menschen.

Was weiß die Forschung über die Lernfähigkeit von Gehirngeschädigten?

Eine ganze Menge: Gehirne werden umgebaut, obwohl sie schwer geschädigt sind. Gehirngewebe kann sich erholen, Nervennetze können sich umbauen. Die Neuroplastizität des Gehirns wird auch durch Empathie, durch Ansprache, durch gesunde Nahrung gefördert. Wenn Menschen merken, dass sie nicht erwünscht sind, gehen sie ein wie verdorrte Blumen.

Gerhard Stoll war zweieinhalb Jahre auf der Intensivstation. Dann hat die Familie ihn zu sich nach Hause geholt.

Von den Menschen, die auf eine Intensivstation in Deutschland aufgenommen - werden, sterben 30 bis 40 Prozent. Intensivaufenthalte können das Überleben unterstützen, für viele sind sie tödlich. Das große Problem sind die multiresistenten Keime. Hinzu kommt, dass bis zu 30 Prozent der Intensivpatienten, die die Intensivstation überleben, eine psychotraumatologische Belastungsstörung erleiden.

Was machen die Stolls richtig?

Die Brüder Stoll sind für mich ein Einzelfall. Sie sind in keiner Selbsthilfegruppe organisiert, aber sie leisten das Wichtigste: Mitmenschlichkeit. Käme Gerhard Stoll in ein Pflegeheim, würde er eingehen, er würde sterben. Für die Ärzteschaft ist es –

drastisch gesagt – unerwünscht, wenn Einzelfälle wie Gerhard Stoll überleben, es stört sie in ihrer sicher geglaubten Prognose.

Warum hat Gerhard Stoll überlebt?

Das Besondere an Gerhard Stoll ist sein Durchhaltewillen, die Resilienz, die Widerstandskraft. Das Leben trotz dieser Beschwernisse zu leben. Der Lebenswille ist unvorhersehbar. Darum hadere ich mit Patientenverfügungen. Wir wissen nicht, wie es ist – im Koma, im Wachkoma, im Locked-in-Syndrom. Diesen Zweifel haben mich Einzelfälle wie Gerhard Stoll gelehrt.

Was genau ist das Locked-in-Syndrom, unter dem Gerhard Stoll leidet?

Das Locked-in-Syndrom (LIS) ist eine seltene und äußerst schwerwiegende Erkrankung. Es ist sozusagen die schwerste Form eines Schlaganfalls und bezeichnet einen Zustand des Eingeschlossenseins: Der Betroffene ist zwar bei Bewusstsein, jedoch körperlich fast vollständig gelähmt und unfähig, sich sprachlich oder durch Bewegungen verständlich zu machen. In schweren Fällen – wie bei Herrn Stoll – kann auch die Atmung betroffen sein. Eine Kommunikation nach außen ist häufig nur durch Augenbewegungen möglich. Ist der Hörsinn intakt geblieben, können Erkrankte wie Herr Stoll Fragen durch Augenbewegungen oder Augenzwinkern mit »Ja« oder »Nein« beantworten. Wenn keine willentliche Muskelaktivität vorhanden ist, spricht man vom kompletten Locked--in--Syn-drom.

Was ist der Unterschied zum Koma und Wachkoma?

Ein Patient im Koma ist fast immer beatmet, hält die Augen geschlossen, reagiert meist auf keinerlei Schmerzreiz und führt keine spontanen Bewegungen mehr aus. Patienten im Wachkoma haben sich aus einem tiefen Koma unter intensivmedizinischer Behandlung so weit erholt, dass sie spontan atmen und die Augen öffnen können. Im Vollbild des Wachkomas geht der Blick jedoch ins Leere. Schmerzreaktionen können wieder auftreten, jedoch finden keine gerichteten Reaktionen und Bewegungen auf Außenreize oder Fragen statt. Die wenigsten Neurologen kennen sich mit dem Krankheitsbild LIS aus, laut Studien fürchten sich 90 Prozent von ihnen davor und würden selber nicht in einem solchen Zustand leben wollen. Deutsche Neurologen raten sehr früh zur Sterbehilfe. Die Brüder Stoll zeigen dagegen, dass Betroffene das nicht

nur anders sehen, sondern ein Langzeitüberleben – auch unter Beatmung – für sinnvoll halten.

Ich fahre mit Siegfried Stoll durchs hessische Hinterland nach Kleingladenbach. Er kennt die kurvige Strecke wie im Schlaf und fährt schnell. Als wir das Dorf erreichen, deutet er auf ein Anwesen und sagt: »Dort ist der Bauernhof, wo Gerhard damals seinen Freund besucht hat und plötzlich diese Kopfschmerzen bekam. Er hat sich zu Hause gleich ins Bett gelegt, und unsere Mutter hat ihm eine Kopfschmerztablette gegeben.« Wir parken vor einer breiten Garage, gehen um das Haus herum. Im Garten erkenne ich eine der Pflegerinnen, Lissy Braun steht gebückt zwischen kniehohen Bohnenpflanzen. Gegenüber dem Gemüsebeet sitzt Gerhard Stoll. Neben ihm, auf einer kleinen Bank, sein Vater. Eine breite Tür führt in den Anbau von Gerhard Stoll. Sein Bruder deutet dort auf einen dunklen Schrank: »Der ist von unserer Ururgroßmutter, schon auf der Intensivstation hat Gerhard diktiert, dass er ihn haben wolle. Das Zimmer ist genau so eingerichtet worden, wie er es sich gewünscht hat.« Wir betreten den Nebenraum, früher war er das Kinderzimmer von Siegfried Stoll, heute ist er Materiallager für Gummihandschuhe, Handtücher, Laken, Sauerstoffflasche, Kanülen, Spritzen. An der Wand lehnt ein Holztablett für das Bett.

Lissy Braun: Eigentlich sind wir hier eine Intensivstation.

Siegfried Stoll: Seitdem wir hier bei einem Stromausfall mal Alarm hatten, haben wir unser eigenes Notstromaggregat.

Lissy Braun: Ich habe in den drei Jahren, die ich jetzt hier bin, nur einmal erlebt, dass er wollte, dass ich ihm beim Malen die Hand führe. Aber das wollte er nie wieder.

Siegfried Stoll: Das hat nicht so geklappt mit den Ölfarben ...

Im Flur hängen mehrere Bilder an der Wand. Alle wurden von Gerhard Stoll gemalt – bevor er krank wurde. Wiesen, Fachwerkhäuser, Bäume. Sein Bruder deutet auf das Bild von der Dorfkirche, das letzte, das Gerhard Stoll angefangen hat. Im Vordergrund hat er noch die Felder mit Furchen und Ähren skizziert. Weiter ist er nicht gekommen. Im Souterrain, am Ende des Flurs, betreten wir einen Raum.

Siegfried Stoll: Das war Gerhards Zimmer. Das haben wir so gelassen. Das war sein Bett, und hier lag die Kopfschmerztablette.

Jetzt ruht ein Plüschbär auf dem Kopfkissen, die Bettdecke bis unter das Kinn hochgezogen. Rechts und links vom Teddykopf stehen Marmeladengläser.

Siegfried Stoll: Hier hat Gerhard gelegen, und hier hat er gebrüllt, laut. Wir sind zu ihm gelaufen. Er erbrach sich. Wir haben das Erbrochene aus dem Mundraum geräumt und die Hausärztin gerufen. Sie kam sofort und hat den Notarzt aus Siegen alarmiert. Der Hubschrauber landete auf der Wiese vor unserem Haus. Dann haben sie Gerhard rausgebracht.

Auszug aus dem Buch der Brüder:

Siegfried Stoll: Wenn es zu Hause wieder, wie manches Mal, eine lebensgefährliche Situation gibt, dann soll alles getan werden, damit du weiterlebst. Habe ich das so richtig verstanden?

Gerhard Stoll: Ja.

Siegfried Stoll: Wir alle müssen einmal sterben. Hast du vor dem Sterben Angst?

Gerhard Stoll: Nein. Gott lässt mich erst dann sterben, wenn es am besten ist. Deshalb habe ich vor dem Sterben überhaupt keine Angst. (...) Je länger die Krankheit dauert, desto mehr füge ich mich ihr.

Die Diagnose damals: massive Blutung durch ein nahe am Hirnstamm gelegenes Aneurysma. Das ist eine Art Ausbuchtung der Blutgefäße, die platzt und aus der große Mengen Blut austreten, was zusammen mit einer Kleinhirnblutung einen erhöhten Hirndruck verursacht. Gerhard wurde am selben Tag im Marburger Uni-Klinikum operiert. Dann fiel er ins Koma.

Wir gehen in den Garten, setzen uns zu Gerhard Stoll und dem Vater. Der Wein, der am Pavillon rankt, hat dicke Trauben gebildet.

Siegfried Stoll: Das ist Mutters Garten.

Gerhard Stoll: Nein, das ist unser Garten. Wie man allgemein weiß, kann man auch die Blätter des Weins genießen. Mein Blick geht auf die Weide zu den schwarzen kanadischen wilden Rindern. Und zu den verführerisch duftenden Blumen an der Pergola. Den Geruch kann ich mir vorstellen.

Sie genießen die Natur, Herr Stoll?

Ich finde die bergige Gegend des Lahntals romantisch: wenn im Sommer der Nebel weicht und die rote Sonne sich langsam in einen goldenen Kugelkubus verwandelt.

Haben Sie eine Lieblingsblume?

Vergissmeinnicht.

Auf meiner Fahrt hierher fuhr ich durch viele schöne Wälder.

Schön ist, wenn ich durch Norddeutschland fahre, durch die ach so langen Alleen, dann wird man so richtig von den Alleen in den Arm genommen.

Siegfried Stoll: Gerhard, ich habe xxx dein Zimmer gezeigt und die Geräte, die du brauchst. Ich hatte dich ja vorher gefragt, ob ich das darf.

Welches Gerät ist für Sie besonders wichtig, Herr Stoll?

Der Lift, der gibt mir die Mobilität.

Sie hatten geäußert, dass Sie sich etwas wünschen, worüber sich auch Kinder freuen. Denken Sie an ein Kuscheltier?

Eine ganz besonders eindrucksvolle Tierart ist für mich das Nashorn, wenn es gefangen wird und noch seine Stoßkraft zeigen kann.

Anfang September fahre ich wieder nach Marburg. Ich werde Gerhard Stoll hier auf dem Sommerfest treffen, zu dem der fib (Verein zur Förderung der Inklusion behinderter Menschen) eingeladen hat, der seine Pflege organisiert. Volker Strümpe arbeitet beim fib und kennt die Familie seit vielen Jahren.

Volker Strümpe: Die Situation von Gerhard Stoll ist ziemlich einzigartig. Was die Stolls leisten, kann kein Krankenhaus. Er ist erstaunlich gesund. Nur zu Hause kann er ein selbstbestimmtes Leben führen, am Leben von uns allen teilnehmen.

Was kostet eine Intensivpflege zu Hause?

Wenn ein Patient wie Gerhard Stoll – wir sagen ja lieber Kunde – rund um die Uhr versorgt wird, sind es etwa 23.000 Euro im Monat. Reine Personalkosten.

Ich habe beobachtet, dass die Pflegerinnen recht unterschiedlich arbeiten.

Die einen machen das konservativ, die pflegen ihn heute wie vor 30 Jahren, was Gerhard Stoll ja überleben lassen hat; andere gestalten das eher flippig, die probieren was aus. Ich glaube, Gerhard Stoll weiß, wie er das Beste der jeweiligen Assistentin für sich nutzen kann. Er hat jetzt einen Computer, mithilfe dessen er kommunizieren kann. Er wird ihm neue Welten eröffnen. Eine der Assistentinnen hat erzählt, dass sie zum ersten Mal von Gerhard nebenan gerufen wurde – mit Computerstimme. Bisher mussten die Assistentinnen alle fünf Minuten schauen, ob er etwas will.

Als wir das Fest erreichen, bekommt Gerhard Stoll gerade etwas zu essen: Streuselkuchen, gemischt mit Kaffee.

Würden Sie gern wieder schlucken können?

Ja.

Was haben Sie früher gern gegessen?

Ich habe das gern gegessen, was die Jugendlichen gern essen, zum Beispiel Pommes und Bratwurst, aber bitte mit Ketchup. Halt! Das ist Fast Food. Heute esse ich lieber rustikal, ich bevorzuge die heimische Küche wie Käsespätzle. Mutter ist nämlich aus Süddeutschland und beherrscht die große Kunst der süddeutschen Küche, was bedeutet: Kochrezepte wie Spätzle und bayerische Knödel und Küchle.

Am nächsten Tag treffe ich Gerhard Stoll wieder in Kleingladenbach. Ich habe ihm einen kleinen Stoffelch mitgebracht. Die diensthabende Pflegerin Sigrid Achenbach berührt mit dem weichen Fell seine Wange. Wir sind in seinem Zimmer und stehen am Bett.

Können Sie den Elch fühlen?

Wie Bast. Das ist gute basale Stimulation. Basale Stimulation empfinde ich als das Wichtigste, was man einem Patienten angedeihen lassen kann.

Sigrid Achenbach arbeitet seit 26 Jahren als Pflegerin bei Gerhard Stoll und wohnt nur eine Straße weiter. »Einmal hat er mich beleidigt«, sagt sie. »Ich brauchte etwas Zeit, um ihm zu verzeihen, aber seine Pflege gehört zu meinem Leben – das ist eine Berufung.«

Würden Sie mir jetzt zeigen, wie Sie mit Ihrem Computer arbeiten, Herr Stoll? Hatten Sie Unterricht?

Nein.

Sigrid Achenbach schiebt den Computer auf einem Gestell zum Bett und stellt ihn an. Zwei große weiße Punkte erscheinen und skalieren Gerhard Stolls Blick. Das dauert eine Weile. Dann klickt er ein Symbol mit Steckdosen an, indem er es kurz fixiert. Sigrid Achenbach erklärt: »Auf diese Weise kann Gerhard das Licht an- oder ausmachen, den Lüfter und auch die Fernbedienung des Fernsehers.« Er könne sogar selber durchs Programm zappen. Gerhard Stoll probiert ein wenig herum. Eine Computerstimme sagt: Nein. Ja. Nein. Nach ein paar Minuten erkennt die Pflegerin, dass ihn das Üben anstrengt, und sagt: »Ich mach das jetzt mal weg, ist das in Ordnung?« Die Computerstimme antwortet: Ja.

Warum haben Sie an der Tür ein Schild mit der Aufschrift »Brucellosefreier Rinderbestand« hängen?

Das war an der Stalltür von Bauer Seibe.

Der Hof von dem Freund, den Sie besucht hatten, als die Kopfschmerzen anfingen?

Ja.

Im Flur hängen zwei Tuschezeichnungen von Ihnen von der Dorfkirche. Gehen Sie regelmäßig in die Kirche?

Ja.

Beten Sie?

Ja.

Glauben Sie an Gott?

Ja.

Wissen Sie schon, was Sie heute Abend machen wollen?

Fernsehen. *Tagesschau.* —

„Deutschland ist voller Schwarzgeld, das war immer mein Glück“

Der Betrüger Mike Wappler sitzt wieder im Gefängnis. Dort sprach er mit STEPHAN LEBERT UND STEFAN WILLEKE darüber, wie er es schaffte, als Analphabet gebildete Menschen zu blenden

Von Stefan Willeke und Stephan Lebert, DIE ZEIT, 29.04.2020

DIE ZEIT: Herr Wappler, Sie sind 64 Jahre alt und blicken auf ein Leben voller Betrügereien zurück. Sie haben, mit Unterbrechungen, mehr als 18 Jahre im Gefängnis gesessen. Bei Ihrer letzten Verurteilung sagte der Richter, Sie wären »ein richtig guter Unternehmer« geworden, wenn Sie jemals den Schritt in die Legalität gewagt hätten. Bereuen Sie Ihre kriminelle Laufbahn manchmal?

Mike Wappler: Ich habe vor Gericht oft erklärt: Es tut mir nicht leid, was ich getan habe. 99 Prozent der Angeklagten behaupten, dass es ihnen leidtut, aber diese Leute lügen. Ich bin ein erwachsener Mensch, und ich weiß, was ich mache. Da kann es mir doch hinterher nicht leidtun. Wenn ich irgendwo einbreche, und dabei kommt versehentlich ein Mensch um, dann tut es mir natürlich leid. Aber doch nicht bei einer Sache, die ich geplant habe, um mich zu bereichern. Ich wollte hinterher mehr Geld haben als vorher. Ich verstehe auch nie, wenn ein Mann seine Frau betrügt und dann behauptet: Tut mir alles sehr leid. Das stimmt einfach nicht. Er hat seinen Spaß gehabt, er hat sie betrogen, und es tut ihm eben nicht leid.

ZEIT: Keine Reue, nichts?

Wappler: Nein. Ich würde mein Leben noch mal ganz genauso leben.

An diesem ZEIT-Gespräch ist vieles ungewöhnlich. Es fand im Besuchszentrum der Untersuchungshaftanstalt in Hamburg statt. In diesem Gefängnis war Mike Wappler vorübergehend untergebracht, dann saß er in der Justizvollzugsanstalt (JVA)

Berlin-Moabit, in der das Gespräch fortgesetzt wurde. Inzwischen wurde er nach Brandenburg verlegt. Im vergangenen Dezember wurde er wegen gewerbsmäßigen Betrugs zu drei Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt.

Ungewöhnlich ist zudem, dass auch Menschen aus Wapplers persönlichem Umfeld zu Wort kommen: eine Anwältin, ein Staatsanwalt, eine zornige Ex-Partnerin, ein Manager. Einige von ihnen erzählen mehr von diesem Mann, als er selbst preiszugeben bereit ist. Um Wapplers Erzählungen zu überprüfen, haben wir mit vielen Freunden und Nicht-so-sehr-Freunden gesprochen. Manche dieser Leute sind nicht unbedingt Kandidaten für das Bundesverdienstkreuz. Sie sind in einer Welt zu Hause, die weit weg ist von bürgerlichen Normen, einer Parallelwelt, in der Mike Wappler den Herrscher spielt.

Auf den ersten Weggefährten, der allerdings nicht so gesprächig ist, treffen wir zufällig für einen kurzen Moment vor den Panzerglasscheiben der Besucherschleuse im Gefängnis. Der Mann hat in einem blauen Müllsack frische Wäsche für Wappler dabei. Wappler wird später sagen, dass der Besucher Carlo heißt und ein alter Freund ist. Carlo sei früher mal Wärter in Santa Fu gewesen, dem Gefängnis in Hamburg-Fuhlsbüttel. Dort hätten sie sich kennengelernt. Wappler gibt uns Carlos Telefonnummer, »rufen Sie ihn an, der weiß viel über mich«. Aber als wir Carlo später anrufen, will er nicht reden. Er kenne zu viele Geheimnisse, sagt er. Und als ehemaliger Bediensteter eines Gefängnisses dürfe er darüber nicht sprechen.

ZEIT: Herr Wappler, wir wünschen Ihnen natürlich ein langes Leben. Aber mal angenommen, Sie müssten sich über Ihre Beerdigung Gedanken machen. Glauben Sie, dass an Ihrem Grab viele Trauernde stehen werden?

Wappler: Das glaube ich schon. Ich habe einen sehr großen Bekanntenkreis. Ich habe früher viel geboxt, und mich haben im Gefängnis berühmte Boxer besucht. Dariusz Michalczewski, Henry Maske, Regina Halmich, die Klitschko-Brüder. Auch Peter Maffay war mal da. Und in Ostdeutschland habe ich eine richtige Fangemeinde, da gibt es einen Milliarden-Mike-Fanclub. In Norderstedt bei Hamburg habe ich mal eine Lesung veranstaltet. *Ich hab sie alle abgezockt,* so heißt mein Buch.

ZEIT: Wir dachten, Sie können weder lesen noch schreiben.

Wappler: Das stimmt. Das Buch, das ein Journalist für mich geschrieben hatte, habe ich öffentlich vorlesen lassen. Wenn ich mich sehr anstrenge, kann ich manche Wörter entziffern und vielleicht auch schreiben. Aber nur sehr kurze Wörter. Es dauert ewig.

ZEIT: »Ich liebe Dich«, das kriegen Sie hin?

Wappler: Kriege ich hin. Meine Liebesbriefe sind eben etwas kürzer.

ZEIT: Zahlen bereiten Ihnen keine Mühe?

Wappler: Natürlich nicht! Was glauben Sie denn, wie ich sonst existieren könnte? Ohne Zahlen zu kapieren, kann ich niemanden reinlegen. Ich muss ja auch ständig Geld zählen. Ein Bankauszug ist für mich kein Problem.

ZEIT: Wissen die Menschen in Ihrem persönlichen Umfeld von diesem Defizit?

Wappler: Enge Freunde ja, den Angestellten im Büro habe ich es nie erzählt. Die bescheißen mich ja, wenn sie wissen, dass ich Dokumente nicht lesen kann.

Mike Wapplers Spezialität sind Luftgeschäfte. Er verkauft etwas, das er nicht hat. Dann steht er da mit seinem gewinnenden Lächeln, das ihn weder vor Gericht noch im Gefängnis verlassen hat, und wickelt seine Kunden ein. Mit Videorekordern fing es in den Achtzigerjahren an. Wappler versprach seinen Opfern Ware und kassierte einen Vorschuss, mit dem er dann verschwand, ohne etwas geliefert zu haben. Er verkaufte auch prächtige Villen, die ihm nicht gehörten. Das gelang ihm, indem er teure Häuser in einem vornehmen Hamburger Viertel mietete, dem Eigentümer die üppige Miete sofort für mehrere Monate bar überreichte und das Anwesen in der Zeitung inserierte: zu verkaufen. Den Interessenten, die sich bei ihm vorstellten, erzählte er etwas von einem Notverkauf zu einem Spottpreis, alles müsse sehr schnell gehen. Viele ließen sich darauf ein, Wappler den gewünschten Vorschuss bar auszuhändigen, um sich das Objekt unbedingt zu sichern. Dutzende Male wurde er jede der Villen auf diese Weise los und setzte sich nach kurzer Zeit mit dem Geld ab.

Diese Tricks brachten ihm mehrere Haftstrafen ein, bis er auf eine andere Masche verfiel. Er bot Kunden an, gegen ein hohes Honorar Schulden einzutreiben. Er habe, behauptete Wappler, eine Truppe schlagkräftiger Männer unter seinem

Kommando, die angeblich auch Millionenbeträge zurückholen könnten. So wurde Wappler zu einem Inkassodienst für Menschen, die viel Geld auf dem Konto haben und sich betrogen fühlen. Auch dabei verlangte Wappler sein Honorar im Voraus, und erstaunlich oft wurde ihm vertraut. Manchmal ging es um 100.000 Euro, manchmal um 500.000, manchmal um mehrere Millionen, die er angeblich eintreiben könne – was er aber nicht tat.

ZEIT: Wie sind Sie als Hochstapler durchs Leben gekommen, ohne lesen und schreiben zu können?

Wappler: Vor der Führerscheinprüfung habe ich 600 Fragen und Antworten auswendig gelernt. Ich kann mir Sachen sehr gut merken. Beim Notar stelle ich mich hin, schaue auf die Papiere, grummele was vor mich hin und unterschreibe.

ZEIT: Grummeln und ein gutes Gedächtnis, das reicht?

Wappler: Ich habe mich immer mit Menschen umgeben, die mir helfen. Ich habe enge Freunde, die mir in vielen Situationen etwas vorlesen und zum Beispiel am Hotelempfang für mich einchecken. Sonst wäre ich aufgeschmissen. Im Restaurant lasse ich mir vom Kellner die Empfehlung des Tages nennen und bestelle sie. Oder ich tue so, als hätte ich meine Brille vergessen. Wenn ich an einem Haus mit vielen Bewohnern klingeln muss, merke ich mir, wo die Klingel des Menschen ist, den ich besuchen will. Auf dem Handy speichere ich meine Bekannten mit den großen Anfangsbuchstaben ihrer Namen ab, LL oder ZZ. Im Moment komme ich aber nicht an mein Handy, nicht hier in der Haft. Draußen, in Freiheit, ist WhatsApp ein Segen für mich: Damit kann ich Audionachrichten verschicken. SMS kann ich schreiben, aber die sind voller Fehler. Dafür kann ich gut zuhören. Wenn sich am Nebentisch Leute unterhalten, kriege ich insgeheim jedes Wort mit.

ZEIT: Sie sind Analphabet, haben aber offenbar vier Ohren.

Wappler: Zwei Ohren für das Gespräch, das ich führe, außerdem zwei Ohren für den Nebentisch. Das erleichtert mir die Arbeit. Ich kann mich dann später in das andere Gespräch einmischen und sagen: »Entschuldigung, ich habe gerade zufällig mitbekommen, dass Sie Unterstützung benötigen. Kann ich helfen?«

ZEIT: Warum haben Sie nie lesen und schreiben gelernt? Das hätte Ihr Leben einfacher gemacht.

Wappler: Ich wuchs in einer Zigeunersiedlung in Lübeck auf, auf einem Platz mit vielen Wohnwagen. Mein Vater war ein Zigeunerkönig, ja, ein richtiger König der Zigeuner. Für Bildung hatte dort niemand was übrig. Schon in der Schule bin ich in Konflikte geraten, weil ich ein Zigeunerkind war. Mein größter Feind waren aber die Buchstaben. Ich konnte sie mir einfach nicht einprägen.

ZEIT: Sie benutzen nicht den Ausdruck Sinti und Roma, Sie sagen: Zigeuner.

Wappler: Ja, da bin ich nicht so wählerisch. Ich bin ein deutscher Zigeuner. Ich bin nur ein Jahr zur Schule gegangen, dann hat mein Vater einen Nachhilfelehrer zu uns in die Siedlung bestellt. Das war so ein Typ mit einer Gitarre, der mir mit einer komischen Methode Buchstaben beibringen wollte: Er hat verschiedene Töne auf dem Instrument gespielt. Ein Alphabet mit Gesang. Mein Vater war entgeistert und hat diesen Mann sofort rausgeworfen. Danach war es mit dem Unterricht vorbei, und wir sind gemeinsam in dem amerikanischen Straßenkreuzer meines Vaters herumgefahren und haben Leute überredet, uns wertvolle Sachen billig zu verkaufen, edle Möbel, Bilder. Diese Sachen hat mein Vater weiterverkauft. So ging alles los.

Der Manager

»Mike ist wie ein Fuchs, der auf Beute aus ist. Er riecht Geld«, sagt Frank Volkmer, der sich Wapplers Manager nennt. Der 48-jährige Volkmer hat früher mit Autos gehandelt und lebt heute von Mieteinnahmen. Mit seiner Familie wohnt er in der Lüneburger Heide. Fragt man ihn, was es bedeute, Manager von Milliarden-Mike zu sein, dann antwortet er: »Wir machen Hälfte-Hälfte, wenn sich was ergibt.«

Wer Wappler verstehen wolle, der müsse sich seine Herkunft vor Augen führen, meint der Manager. »Er, der kleine Zigeuner, der sie alle mit seinem Einfallsreichtum rasiert.« Das erfülle Wappler mit Stolz. Auf Videos, die Wappler herumschickte, sah ihn der Manager glücklich im Bett liegen, von oben bis unten mit 500-Euro-Scheinen bedeckt.

Wenn Wappler nicht im Gefängnis sitze, dann habe er einen Arbeitsrhythmus wie ein Versicherungsvertreter. »Halb acht Frühstück«, habe Wappler stets gesagt,

»nicht später. Danach muss ich los, zur Arbeit.« Mit seinen Geschäftspartnern habe er sich meist in Hotels getroffen, er sei den ganzen Tag im Auto herumgefahren, bis zu 50.000 Kilometer im Jahr. »Zu mir nach Hause kommt keiner mit dem Geld«, habe Wappler gesagt.

Ob Wappler manchmal einsam sei? »In gewisser Art schon.« Allein zu Hause, das könne er nicht gut. »›Mensch, Frank, du hast ja deine Kinder bei dir‹, hat er manchmal gesagt.« Wappler jedoch habe nur Frauen, die nie dauerhaft blieben. Weil Wappler so oft betrogen habe, traue er auch anderen Menschen kaum noch. Angeblich wollten alle nur sein Geld. Noch heute landen bei dem Manager und auch bei dem Autor Tim Gutke, der für Wappler die Autobiografie schrieb und für ihn eine Facebook-Seite einrichtete, Tag für Tag fünf bis sechs Nachrichten fremder Menschen, die Kontakt zu Wappler suchen.

»Mike, ich brauche Geld.«

»Mike, kannst du mich adoptieren?«

Den Manager rief Wappler an, wenn etwas drohte, das die beiden »Attacke« nennen: eine Hausdurchsuchung bei Wappler oder eine Geliebte, die mit Geld durchbrennen will. »Bring alles in Sicherheit!«, habe Wappler befohlen. Dann musste es schnell gehen. »Mike hat immer gebunkert.« Hier ein Safe, dort ein Geheimversteck in einem Schrank.

ZEIT: Herr Wappler, Sie treffen bei Ihren reichen Opfern offenbar einen Nerv. Welcher Nerv ist das?

Wappler: Meine Kunden, die oft zurückgezogen leben, werden von mir geblendet. Da kommt so ein Typ wie ich, einer mit einem Porsche und im weißen Anzug, und redet ihnen eine schöne Story ein. Das klappt. Die Gier macht diese Leute blind. Wenn sie in feinen Vierteln wohnen, kennen sie so was wie mich gar nicht. Die kennen nur irgendwelche Langweiler. Ich verkaufe ihnen Abenteuer.

ZEIT: Warum können sich diese Menschen nicht auf eigene Faust in Abenteuer stürzen?

Wappler: Weil das ideenlose Leute sind. Denen fällt nichts ein. Die haben nur ihre Arbeit und ihr Geld im Kopf. Oft sind das Millionäre, die den ganzen Tag zu Hause herumhängen und nichts erleben. Schillernden Figuren wie mir begegnen die nie.

ZEIT: Sind das sparsame Leute?

Wappler: Geizige Leute. Die denken ständig darüber nach, wie sie ihr Vermögen verdoppeln können. Darauf fahren sie ab, haben es aber gar nicht nötig.

ZEIT: Einsame Menschen?

Wappler: Zum Teil ja. Da taucht so ein Paradiesvogel wie ich auf, und ich lade diese Menschen ein. Ich nehme sie auf eine Angeltour mit, oder wir gehen gemeinsam zum Boxen. So was haben die noch nie erlebt. Sie sehen eine ganz andere Welt. Ich fliege mit ihnen nach Thailand oder nach Gran Canaria, und abends beginnt eine schöne Party, bei der 20 bestellte Nutten aufkreuzen und nachts auf den Tischen tanzen. Die wohlhabenden Männer, also meine Kunden, haben meist eine Frau und Kinder zu Hause. Zuerst sind sie noch etwas schüchtern, aber dann wollen sie mit mir Geschäfte machen.

ZEIT: Wo fanden diese Partys statt? Auch bei Ihnen zu Hause, in dem kleinen Ort Hittfeld südlich von Hamburg?

Wappler: Auch da. Es kamen manchmal 300 oder 400 Leute. Da habe ich auch mal ein Näschen Koks genommen. Auf Alkohol verzichte ich aber vollständig.

ZEIT: Wohnt nicht auch Dieter Bohlen in der Nähe?

Wappler: Der Dieter, natürlich. Den kenne ich gut.

ZEIT: Der Betrüger Claas Relotius stammt auch aus der Gegend. Kennen Sie ihn?

Wappler: Nicht persönlich. Aber ich habe von ihm gehört.

ZEIT: Er war Redakteur beim *Spiegel* und hat jahrelang Geschichten erfunden.

Wappler: Och, dann hat er das doch gut gemacht. Und die haben es nicht gemerkt?

ZEIT: Lange Zeit nicht, am Ende schon.

Wappler: Vom Sehen kenne ich ihn bestimmt. Ich kenne alle namhaften Betrüger in Deutschland.

ZEIT: Einem sehr reichen Opfer haben Sie einmal Diamanten aus einem Nazi-Schatz versprochen, den es natürlich nicht gab.

Wappler: Sechs Millionen Euro hat mir das gebracht. Dem Mann hatte ich eingeredet, dass die Safes, an die ich rankomme, voll sind mit Gold, Edelsteinen und Kunst aus der Nazi-Zeit. Das hat der geglaubt, weil er es glauben wollte. Der war besessen von der Idee, dass es noch Nazi-Schätze gibt. Ich habe ihm und seiner Familie aber versprochen, dass ich seinen Namen nie nenne. Viele Jahre habe ich mit ihm Geschäfte gemacht.

ZEIT: Wie kann es sein, dass das so lange gut ging?

Wappler: Ich habe diesem reichen Mann erzählt, dass er mir ständig Geld nachschießen muss, immer wieder große Beträge, weil mich die Suche nach dem Nazi-Schatz ständig vor neue Probleme stellt, die wahnsinnige Kosten verschlingen. Ich habe ihm sogar vorgegaukelt, dass ich tot bin.

ZEIT: Man könnte denken, Ihre Opfer seien geistig minderbemittelt.

Wappler: Ich musste das Spiel beenden. Das ging am Ende nur noch dadurch, dass ich etwas Irres tue. Ich täusche vor, dass ich bei einem Autounfall in Belgien tödlich verunglückt bin.

ZEIT: Das hat dieser Mann doch nicht geglaubt?

Wappler: Doch. Das Problem war allerdings, dass er mich nach meinem Tod live im Fernsehen gesehen hat. Ich dachte, der guckt gar kein Fernsehen. Dann musste ich mir was Neues ausdenken. Ich bin einfach wiederauferstanden. Ich habe ihn angerufen und so getan, als wäre ich mein eigener Zwillingsbruder. Und die Geschäfte liefen noch eine Weile weiter, weil dieser Zwillingsbruder auch über den Nazi-Schatz Bescheid wusste.

ZEIT: Das klingt absurd. Welcher Mensch, der es zu Vermögen gebracht hat und folglich nicht ganz einfältig sein kann, fällt auf eine Geschichte von einem Zwillingsbruder herein?

Wappler: So war es aber. Das Gericht wollte es zunächst auch nicht glauben. Ich musste dafür sechs Jahre in den Knast. In meinem Buch nenne ich die Aktenzeichen der Verfahren, sodass jeder Leser diesen Fall nachprüfen kann.

ZEIT: Dieser schwerreiche Unternehmer ist nie zur Polizei gegangen. Warum wurden Sie von Ihren Opfern so selten bei der Polizei angezeigt?

Wappler: Weil das selber Betrüger sind, Steuerbetrüger. Das war doch alles Schwarzgeld, das ich von denen bekommen habe.

ZEIT: Sie waren immer auf Menschen angewiesen, die viel Schwarzgeld übrig hatten, und ohne Schwarzgeld wäre Ihre Karriere nicht möglich gewesen?

Wappler: So ist es. Deutschland ist voller Schwarzgeld, das war immer mein größtes Glück. Wenn Sie jemanden betrügen, der Ihnen Schwarzgeld gibt, dann wäre er ja blöd, Sie bei der Polizei anzuzeigen. Dann wäre so einer ja selbst fällig.

ZEIT: In einem absolut sauberen Land wäre aus Ihnen nichts geworden?

Wappler: Genau. Dann hätte ich ja arbeiten müssen. Aber ich sage Ihnen was, wovon ich total überzeugt bin: In jedem Menschen steckt ein Betrüger.

ZEIT: In uns auch?

Wappler: Haben Sie schon mal gelogen?

ZEIT: Na klar.

Wappler: Mit dieser Lüge wollten Sie etwas erreichen, oder?

ZEIT: Ja.

Wappler: Sehen Sie, und da geht der Betrug schon los. Es gibt keinen Menschen auf dieser Welt, der nicht betrügt. Das fängt bei Kindern an. »Mama, ich habe Bauchweh, ich kann heute nicht in die Schule.« Eine ältere Dame von der feinen Elbchaussee in Hamburg sagte mal zu mir, dass sie noch nie in ihrem Leben betrogen

hat. »Ach«, habe ich geantwortet, »haben Sie vielleicht eine Putzfrau? Ja? Und haben Sie die Putzfrau auch angemeldet?« Darauf meinte die Dame: »Dazu sage ich nichts.«

In seiner Welt, in der sich viele Gestalten aus der Halbwelt tummeln, habe Wappler selten jemanden hereingelegt. Dies sagen seine Weggefährten. Ihnen gegenüber gebe er sich verlässlich und jovial. Er wusste: Es würde für ihn schnell ungemütlich, wenn er etwa den Chef einer Rockerbande übers Ohr hauen sollte. Wappler wahre immer die Distanz, sagt der frühere Profiboxer und heutige Trainer Artur Grigoryan. »Beim Boxen macht Mike, was ich sage. Sonst mache ich, was er sagt.« Die bürgerliche Welt, in der Wappler nach Opfern sucht, ist eine ganz andere: voller kultivierter Menschen, die den Staat um Steuergeld gebracht haben, aber sich kaum zu helfen wissen, wenn sie selbst betrogen werden.

ZEIT: Sie hatten vor sechs Jahren auch mal mit Hans-Wilhelm Müller-Wohlfahrt zu tun, dem langjährigen Mannschaftsarzt des FC Bayern. Was wollte er von Ihnen?

Wappler: Das lief über seine Frau Karin, die ich mal bei einem gemeinsamen Auftritt im SWR- *Nachtcafé* kennengelernt hatte. Müller-Wohlfahrt hatte Außenstände, mehrere Millionen Euro. Sein Steuerberater hatte ihn übers Ohr gehauen. Die Ehefrau fragte mich, ob ich das Geld zurückholen kann, und so bin ich nach München gefahren und habe mir diesen Berater vorgeknöpft.

ZEIT: Ihre Verbindung zu Müller-Wohlfahrt wurde auch in einem *Spiegel* -Artikel beschrieben.

Wappler: Ja. Seine Frau fragte mich, ob ich mir mal die Akten besorgen und ansehen kann. Die wusste ja nicht, dass ich nicht lesen und schreiben kann. So habe ich einen Freund von mir mitgenommen. Wir haben *good guy* und *bad guy* gespielt. Mein Freund war der Seriöse und Elegante, und ich habe zu dem Steuerberater gesagt: »Jetzt pass mal auf, du Schwanzlutscher, gib die Akten her.« Wir haben in München auch ein Büro gehabt, das Müller-Wohlfahrt für uns gemietet hatte. Er selbst wohnte ja zur Miete. Er ist Arzt, aber saudumm.

ZEIT: Wie kommen Sie darauf?

Wappler: Er wusste nicht mal, wie ein 500-Euro-Schein aussieht. Zu Hause hat er immer das Licht brennen lassen, Tag und Nacht, und als ich ihn danach gefragt habe, hat er geantwortet: »Ist ja nur eine Mietwohnung.« Ich habe ihm dann erklärt, dass ihn das auch Geld kostet.

ZEIT: Haben Sie denn seine Außenstände beschafft? Oder haben Sie ihn reingelegt?

Wappler: Dazu ist es gar nicht gekommen. Er hat uns von dem Auftrag abgezogen. Den Grund dafür kenne ich bis heute nicht.

ZEIT: Sie haben im Gefängnis zweimal dieselbe Frau geheiratet und sich von ihr zweimal scheiden lassen, auch im Knast. Nicht anzunehmen, dass Ihre Verflossenen Sie heute noch besuchen.

Wappler: Ich habe mich nie sehr gerne festgelegt, bin aber jetzt verlobt.

ZEIT: Und Sie haben Kinder.

Wappler: Zwei Jungs und zwei Mädchen. Jedes Kind hat seine eigene Mutter, da braucht keines eifersüchtig zu sein. Die eine Tochter wollte Polizistin werden. Ich weiß aber nicht, ob das geklappt hat.

ZEIT: Was dachten Sie, als Sie hörten, dass sich Ihre Tochter für den Polizeidienst interessierte? Stand sie damit auf der gegnerischen Seite?

Wappler: Nein. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Ich bin auch mit Polizisten und Staatsanwälten befreundet. Ich kann das gut trennen. Ich war mit einem pensionierten Staatsanwalt aus Lübeck befreundet, obwohl er mir sechs Jahre Knast und SV aufbrummen wollte.

ZEIT: SV, also Sicherungsverwahrung. Das bedeutet, dass ein Häftling auch nach der Verbüßung seiner Strafe eingesperrt bleibt, weil er weiterhin als Gefahr für die Allgemeinheit gilt. Sie waren so ein Fall. Sie galten als jemand, der nicht zu bekehren ist und höchstwahrscheinlich rückfällig wird.

Wappler: Wie gesagt: Reue ist nicht mein Ding.

Als Wappler im Jahr 2010 im Gefängnis saß, gab es das noch: Sicherungsverwahrung bei Vermögensdelikten. Gegen ihn, den notorischen Hochstapler, wurde diese drastische Maßnahme verhängt. Aber Wappler fand einen Ausweg. Einmal, bei einem Fest seiner Halbschwester, wurde er in Fußfesseln von zwei Beamten zur Gartenparty nach Lübeck begleitet. Plötzlich gab er vor, dringend zur Toilette zu müssen. Er schloss sich ein und ließ sich von einem Komplizen, der dort wartete, die Fesseln mit einem Bolzenschneider durchtrennen. Wappler türmte aus dem Fenster, während der Komplize den Beamten, die vor der Badezimmertür warteten, vortäuschte, er sei Wappler. Der echte Wappler rannte draußen zu einem Fluchtauto, fuhr zum Lübecker Flughafen und setzte sich nach Portugal ab. Von dort aus rief er stolz seine damalige Anwältin in Deutschland an und nannte seine Flucht fröhlich »meine Blitzentlassung«.

Wappler hatte recherchiert. In Portugal gab es keine Sicherungsverwahrung. Das Land würde diese Maßnahme nicht vollstrecken und ihn – so hoffte er – nicht nach Deutschland ausliefern. Als er in Portugal gefasst, ins Gefängnis gesteckt und am Ende doch ausgeliefert wurde, hatte Wappler nicht mehr viel zu befürchten. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hatte die deutsche Sicherungsverwahrung gerügt. Der Bundestag stimmte einem Gesetz zur Neuregelung der Sicherungsverwahrung zu, und das Hamburger Landgericht entschied, diese Maßnahme von nun an nicht mehr bei Häftlingen mit Vermögensdelikten anzuwenden. Damit war Wappler, der seine Strafe abgesessen hatte, wieder ein freier Mensch. Fragt man seine Halbschwester Beate heute, was sie von Mike Wappler hält, antwortet sie: »Mit dem will ich nichts mehr zu tun haben.«

ZEIT: Sind Sie ein nachtragender Mensch?

Wappler: Nein, überhaupt nicht. In einer Beziehung zu einer Frau bin ich vielleicht nachtragend, aber nicht gegenüber einem Richter oder einem Polizisten.

ZEIT: Sie wurden kürzlich erneut verurteilt, weil Sie gemeinsam mit einem Komplizen, Ihrem Cousin, fast 400.000 Euro ergaunert hatten. Sie erzählten Ihrem Opfer, Forderungen eintreiben zu können, einige Millionen Euro. Sie tischten die erfundene Geschichte von einer Witwe auf, die mit dem Geld angeblich nach Moskau

geflohen sei, und Ihr Komplize spielte einen seriösen Rechtsanwalt aus der Schweiz, der gefälschte Kontoauszüge präsentierte. Ein Märchen reihte sich an das andere. Sie kassierten von Ihrem Opfer Bargeld und Gold. Vor Gericht haben Sie alles gestanden. Warum haben Sie dort nicht getrickst?

Wappler: Das hätte doch keinen Sinn. Diese Leute verstehen doch was von ihrem Job.

ZEIT: Da trennen Sie wieder, diesmal zwischen Richtern und Opfern.

Wappler: Einen erfahrenen Richter belügt man nicht.

ZEIT: Ein Opfer schon?

Wappler: Na klar. Sonst komme ich ja nicht an die Kohle ran.

ZEIT: Hätten Sie sich selbst auch ins Gefängnis gesteckt, wenn Sie Richter wären?

Wappler: Natürlich. Ich hätte mir vielleicht sogar eine höhere Strafe gegeben. Ich habe mit fünf bis sechs Jahren Knast gerechnet, aber nur dreieinhalb Jahre bekommen. Glück gehabt. Ich bin zufrieden.

ZEIT: Die jüngsten Ermittlungen der Polizei gegen Sie begannen, nachdem Ihre frühere Freundin dort ausgesagt hatte. Sie war fünf Jahre mit Ihnen zusammen, dann hat sie ausgepackt. Sind Sie ihr böse?

Wappler: Zuerst ja, ich dachte: Du Miststück. Aber dann habe ich versucht, mich in diese Frau hineinzuversetzen. Wir sind im Streit auseinandergegangen, und sie wollte sich an mir rächen. Wir hatten aber auch gute Zeiten. Heute bin ich ihr nicht mehr böse. Ich versuche immer, mich zu fragen, ob jemand einen Grund hatte, mich zu verpfeifen.

Die frühere Freundin

Heike Krüger, eine gepflegte Frau in den Fünfzigern, amüsierte sich über Wappler, als sie ihn 2013 nach einem Boxkampf in Hamburg kennenlernte, bei dem sie spontan als Ringsprecherin eingesprungen war. Ein Angeber im weißen Kaschmirmantel in der ersten Publikumsreihe, der sich Milliarden-Mike nannte –*

»das fand ich am Anfang nur kindisch«, sagt sie heute. Heike Krüger hatte Gesang studiert, sie hat zwei Kinder und einen Mann, von dem sie sich damals getrennt hatte. Sie lebte in einem abgeschiedenen Dorf in Ostdeutschland, in dem es nicht einmal einen Lebensmittelladen gibt. »Eine schwere Krankheit hatte mich erwischt. Ich war beruflich am Ende und habe Bügeleisen verkauft. Ich fühlte mich komplett zerstört. Dann kam Mike Wappler und hat mich aufgefangen. Er führte mich in seine Glitzerwelt, voller Partys, Empfänge, schöner Reisen, interessanter Leute. Er stellte mich als seine Prinzessin vor.« Gemeinsam zogen sie in ein gemietetes Haus am Rand der Lüneburger Heide.

Zunächst, sagt Heike Krüger, habe sie nicht geahnt, dass sie mit einem Kriminellen zusammenlebte. Erst als er sie bat, in einer Buchhandlung aus seiner Autobiografie vorzulesen, sei ihr alles klar geworden. Unklar sei ihr selbst bis heute geblieben, warum sie so schlecht von ihm loskam. In ihr altes Dorfleben konnte sie nicht zurück, ein neues Leben ohne Wappler war für sie schwer vorstellbar. Mit den Geldbündeln, die in Wapplers Jackett steckten, war es einfach, sich den Alltag zu versüßen. »Ich habe heute 50.000 gemacht«, habe er manchmal gesagt. »Womit?«, habe sie anfangs noch gefragt. »Das musst du nicht wissen, Lümmel«, habe Wappler entgegnet. »Lümmel«, so nannte er sie öfter. Die ehemalige Freundin sagt: »Er hat für mich gesorgt. Meine Existenzangst war weg.«

Sie habe ihm geglaubt, als er versprach, sich auf keine krummen Geschäfte mehr einzulassen. Das Internet habe ihm ohnehin alles kaputt gemacht, behauptete Wappler. Jeder könne sofort herausfinden, wer er ist. Erkannte auch sie, wer er wirklich ist? Im Schlafzimmer sah sie einen Mann neben sich liegen, der oft aus dem Schlaf hochschreckte, der eine Pistole und eine Dose Pfefferspray neben sich auf den Nachttisch gelegt hatte. Das Haus hatte er mit Alarmanlagen hochgradig gesichert.

Als Heike Krüger mitbekam, dass sich Wappler ungeniert mit anderen Frauen traf, begann das seltsame Finale dieser Beziehung. Sie ließ sich von Wappler vorführen und erniedrigen, aber sie blieb lange Zeit bei ihm. Wappler wurde immer unbeherrschter. Einen Mann, den der eifersüchtige Wappler für einen Nebenbuhler hielt, diffamierte er öffentlich, indem er Flugblätter mit schweren Anschuldigungen in dessen Nachbarschaft verteilte. »Ich hatte plötzlich Angst vor Mike«, sagt Heike

Krüger heute. Die beiden trennten sich schließlich doch, und Krüger hat wieder einen Job. Deshalb wolle sie nicht mit ihrem wahren Namen in der Zeitung stehen, sagt sie, die frühere Beziehung zu einem Hochstapler schade ihrem Ruf. Blickt sie auf die Jahre mit ihm zurück, dann sagt sie etwas, das so widersprüchlich ist wie Wappler selbst. »Er ist eiskalt und berechnend. Er benutzt jeden.« Das ist das eine. Das andere ist: »Er hat ein gutes Herz.«

ZEIT: Herr Wappler, warum haben Sie sich nie auf legale Weise unter Beweis gestellt, als Bauunternehmer zum Beispiel?

Wappler: Bauunternehmer? Alles Gangster. Ich hatte mal eine Model-Agentur und habe Nummerngirls für Boxveranstaltungen geliefert. Das lief super. Aber es war mir zu langweilig. Ich habe mehrere Mietshäuser, davon kann ich super leben. Ich muss keine Betrügereien mehr machen.

ZEIT: Wenn Sie wieder in Freiheit sind, werden Sie also gesetzestreu leben?

Wappler: Das mit dem Betrug geht auf keinen Fall so weiter. Ich will nicht noch mit 80 im Knast sitzen. Aber wer weiß, vielleicht habe ich noch einen Rückfall.

ZEIT: Wer kontaktiert Sie hier im Gefängnis?

Wappler: Menschen, die meinen Rat suchen. Jemand will Geld anlegen und fragt mich: Was soll ich machen? Es gibt zum Beispiel den Chef eines Restaurants auf Sylt, der Millionen übrig hat. Im Moment ruht aber alles. Ich mache nichts. Manche Leute wollen mich auch betrügen. Ich spüre das sofort. Das ist eine Gabe von mir.

ZEIT: Sie saßen allein 18 Jahre in Santa Fu, der JVA in Hamburg-Fuhlsbüttel. Sie wirken aber immer so unbeschwert, als seien Sie ein fröhlicher Frührentner. Wie kommt das?

Wappler: Ich habe diese 18 Jahre gar nicht gemerkt, weil ich immer was um die Ohren hatte. Ich habe auch in der Haft ständig Geschäfte gemacht. Früher hatte ich dort einen ausgezeichneten Lehrer, Martin Engler, den man den König der Betrüger nannte. Er ist schon lange tot. Martin sagte damals zu mir: »Mike, du darfst nie klein denken. Du musst groß denken.« Martin hat aus dem Knast heraus Flugzeuge aus dem Libanon verkauft. Einen besseren Lehrer konnte ich gar nicht bekommen. Martin war

ein Genie. Der hat sogar Politiker betrogen und seine eigenen Rechtsanwälte. Auch denen hat er Geld abgenommen. Ein Genie hoch drei. Er sagte zu mir: »Achte auf die Schuhe. Wenn jemand maßgeschneiderte Schuhe trägt, weißt du: Der hat Geld.«

Die Rechtsanwältin

Seit etwa 20 Jahren kennt die Hamburger Rechtsanwältin Jutta Heck ihren Mandanten Wappler, mehrmals hat sie ihn vor Gericht verteidigt. Die 61-jährige Juristin sagt, er habe ihr so oft Lügen aufgetischt, dass sie viele seiner Märchen schnell durchschaut habe. Sie habe ihn kurz angeraunzt, danach habe Wappler lächelnd eingelenkt. Sie sagt: »Als Sohn eines Zigeunerkönigs glaubte er sein Leben lang, er sei der geborene Nachfolger des Vaters, er sei der Prinz. Das ist seine Anspruchshaltung. Aber seine Familie akzeptiert keinen vorbestraften Prinzen als König. Und die Gesellschaft akzeptiert ihn natürlich auch nicht in dieser Position. Aber Herr Wappler erwartet eine entsprechende Achtung. Diese Haltung ist bis heute nicht verflogen.« Einmal versuchte er, sich den Titel »Baron« amtlich eintragen zu lassen, Baron von Wappler. Aber daraus wurde nichts, denn die Behörde weigerte sich. »Nichts ist für ihn schlimmer, als in der Normalität zu versinken«, sagt die Anwältin, »das spricht für ein unterentwickeltes Selbstwertgefühl.«

Halten Sie ihn für einen faszinierenden Menschen? Die Anwältin denkt lange nach. Dann sagt sie: »Er kann etwas, das wenige Menschen können. Er kann gute Laune verbreiten. Er macht aus jeder Situation das Beste. Er strahlt von innen. Das kann man nicht spielen.«

Hecks Kollege Dirk Meinicke, mit dem sie Wappler gemeinsam vor Gericht verteidigte, hatte den Betrüger erst wenige Monate zuvor kennengelernt und war überrascht, wie schnell die Zeit verging, wenn er ihn besuchte. Einmal wollte er nur 20 Minuten im Gefängnis bleiben, und als er auf die Uhr schaute, war schon eine Stunde vorbei. Er erlebte ein Feuerwerk der Anekdoten. »Vielleicht das unterhaltsamste Mandat meines Lebens« nennt der Anwalt den Fall Wappler.

ZEIT: Herr Wappler, mit wem machen Sie lieber Geschäfte: mit schlauen oder mit dummen Menschen?

Wappler: Mit den Schlauen, eindeutig. Die Schlauen sind die besten. Die haben studiert und im Beruf viel erreicht. Die halten sich für so schlau, dass sie schon wieder doof sind. Ein Doofer hat wenig Geld und ist misstrauisch, ein Schlauer ist anders. Der Schlaue fällt auf mich rein, weil er meint, er ist mir überlegen.

Eine Vollzugsbeamtin schließt die Tür des Besucherraums auf, schaut hinein und sagt: »Ich wollte nur Bescheid geben: Um zehn vor drei ist hier Schluss.«

Wappler: Aber gleich kommt noch Herr Oberstaatsanwalt Möller.

Die Beamtin: Sie verarschen mich, Herr Wappler, das geht gar nicht. Hier kommt heute keiner mehr.

Die Beamtin schließt verärgert die Tür.

Wappler: *(lacht)* Sehen Sie, mit dieser Frau mache ich bestimmt keine Geschäfte. Das ist eine Doofe. Eine Schlaue hätte geantwortet: »Ein Oberstaatsanwalt? Ich muss das noch mal prüfen.« Und schon habe ich einen Fuß in der Tür.

Der Staatsanwalt

Harald Pohl sitzt im Wohnzimmer seines hübschen Häuschens in Lübeck. Ein freundlicher Mann mit weißen Haaren, seit Jahren Pensionär. 37 Jahre war er Staatsanwalt, und er musste sich während seines gesamten Berufslebens immer wieder mit Mike Wappler beschäftigen. »Einer meiner ersten Fälle hatte gleich mit ihm zu tun.« Es ging damals auch schon um Luftgeschäfte, Wapplers Spezialgebiet. Er wurde verurteilt, saß im Gefängnis und kam wieder frei. So lief es jahrzehntelang, immer neue Anklagen, immer neue Verurteilungen. »Ich habe mich manchmal gefragt, ob die Justiz irgendwas falsch gemacht hat bei Wappler. Hätten wir irgendwas tun können, damit er kein Berufsverbrecher geworden wäre?« Er macht eine kurze Pause und gibt die Antwort dann selbst: »Nein. Dieser Mann ist völlig unbelehrbar.«

Man merkt in dem Gespräch, dass sich zwei Seelen in der Brust von Harald Pohl befinden. Die eine ist ganz die Seele eines Staatsanwalts: Mike Wappler sei ein Verbrecher, er habe viele, viele Leute betrogen und ins Unglück gestürzt. Daran sei gar nichts zu beschönigen. Doch da ist noch die andere Seele, und die muss immer wieder lachen. Zum Beispiel wenn er erzählt, einmal habe Wappler den Antrag

gestellt, er wolle zwei Hühner in seiner Zelle haben, denn er sei morgens an sein Frühstücksei gewöhnt. Und der alte Staatsanwalt kann einfach nicht anders, als zu schmunzeln, wenn er sich an eines der letzten Gespräche mit Wappler erinnert. Pohl sagte zu ihm, er werde jetzt bald in Pension gehen, woraufhin Wappler nach langem Schweigen meinte: »Herr Pohl, das können Sie mir nicht antun. Wer soll mich denn jetzt anklagen?«

ZEIT: In Ihren Geschichten sind Sie immer der Held. Ein Mann, der alle Untiefen des Lebens meistert. Gibt es nichts, wofür Sie sich heute schämen?

Wappler: Was könnte das sein? *(überlegt lange)* Ich habe mal einer älteren Frau Schmuck verkauft, der nicht echt war, billiger Modeschmuck. Dafür habe ich mehrere Tausend Euro bekommen, aber das Geld habe ich ihr später zurückgegeben. So ein Betrug ist normalerweise nicht mein Ding. Ich mache das nicht mit Leuten, die wenig Geld haben. Ein Facharbeiter, der sein Leben lang für sein Häuschen gespart hat, und dann komme ich Arschloch und nehme ihm Geld weg – nee, das ist mies. Ich war immer spezialisiert auf dicke Fische. Für 10.000 Euro gehe ich nicht los, nicht für Pissgroschen.

Wappler erzählt gern die Geschichte vom modernen Robin Hood, der den Reichen Geld abnehme und es unter den Armen verteile. Aber der zweite Teil der Geschichte stimmt nicht. Denn er behält das Geld für sich. Dass er meist keine Normalverdiener betrogen hat, liegt vermutlich daran, dass bei denen für ihn wenig zu holen ist.

ZEIT: Tragen Sie Ihr Geld zur Bank?

Wappler: Um Gottes willen, nein, ich hatte immer nur Schließfächer mit Bargeld, immer auf andere Namen und nie in Deutschland. Deshalb bin ich noch heute reich. Ein Schließfach in Deutschland bedeutet, dass man bei der Schufa eingetragen wird. Dann weiß der Staat das auch.

ZEIT: Aus Ihren Erzählungen kann man den Schluss ziehen, dass Geld glücklich macht, und sei es Schwarzgeld. Blicken Sie wirklich auf ein erfülltes Leben zurück?

Wappler: Jedenfalls habe ich mich in meinem Leben selten gelangweilt. Razzien, Flucht vor der Polizei, Rotlichtmilieu, Boxkämpfe, schöne Reisen, mal ein Kaffee mit Freunden im Hotel Adlon, mal ein Fernsehauftritt: Es war immer was los.

ZEIT: Was raten Sie Ihren Kindern für ihr Leben?

Wappler: Schwierig. Die leben ja anders als ich, eher bürgerlich, unauffällig.

ZEIT: Haben Sie Enkelkinder?

Wappler: Ja, meinen Enkel Ben. Ein kleiner Dicker. Er guckt immer auf die Uhr an meinem Arm, eine Rolex. Die will er unbedingt haben. Ben ist auch schon ein kleiner Verbrecher. Der kommt ganz nach mir.

ZEIT: Wie alt ist er denn?

Wappler: Zwei.

Über ein Telefon im Gefängnis spricht Wappler später noch ein paarmal mit der ZEIT. Einmal meldet er sich mit »Oberstaatsanwalt Möller« und lacht vergnügt. Am Ende eines Telefonats will er unbedingt noch eine Lebensweisheit loswerden. Sie lautet: »Man muss die Welt nicht verstehen, man muss sich nur darin zurechtfinden.« Nietzsche, lobt Wappler, der große Friedrich Nietzsche. Der Satz stammt allerdings nicht von Nietzsche, sondern von Albert Einstein. »Auch gut«, sagt Wappler.

*Name von der Redaktion geändert

Weiterleben

Ein junger Mensch will sich umbringen, aber der Versuch scheitert. Was wird nun aus ihm? Und aus denen, die ihn lieben? Über Ronja, die mit 18 Jahren aus dem Leben fallen wollte.

Von Felix Schröder und Dominik Stawski, stern, 07.11.2019

Ronja, heute 24 Jahre alt: „Ich brauche mittlerweile keinen Rollstuhl mehr. Aber das leichte Humpeln sieht man gleich. Ich sage fast immer: War ein Autounfall. Fahrerflucht. Ende. Nur ab und zu erzähle ich die Wahrheit."

Vater, 52 Jahre alt: „Meine Tochter hat mir den glücklichsten Moment meines Lebens geschenkt, damals, als sie geboren wurde. Und den schlimmsten, dieses Chaos, dieses Leid und diesen Schmerz."

Ronja: „Öffentlich darüber zu reden belastet mich schon sehr, weil alle Erlebnisse sorgsam in Kisten verpackt sind. Aber vielleicht entsteht daraus etwas Gutes. Und wenn es nur zwei Leser und ihre Familien sind, die wieder einen Weg herausfinden. Mir ist wichtig, dass rüberkommt, dass Menschen wie ich total normal sind, dass wir aber hart zu kämpfen haben. Ich habe eine sehr gute Beziehung zu meiner Familie, sehr enge Freundschaften, komme in der Uni gut klar. Niemand würde auf die Idee kommen, dass ich die Tante bin, die gesprungen ist."

Katja Becker, Direktorin der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Universität Marburg: „Suizid ist immer noch ein Tabu. Dabei ist es bei Jugendlichen die zweithäufigste Todesursache. An erster Stelle kommen Unfälle, dann lange nichts und dann Suizid. 2017 waren es 186 Suizidtote in der Altersgruppe von 15 bis unter 20 Jahren. Jeder zwölfte Jugendliche zwischen 14 und 15 Jahren gibt an, dass er schon mal einen Suizidversuch unternommen hat. Obwohl diese Zahlen gravierend sind, wissen die Menschen so wenig darüber, weil Suizid und psychischen Problemen immer noch ein Stigma anhaftet. Nachbarn tuscheln, wenn ein Kind in die Kinder- und Jugendpsychiatrie kommt, was mit den Eltern los ist. Hat ein Kind einen

Blinddarmdurchbruch, diskutiert niemand, ob es nur Weißbrot bekommen hat. Das ist weder richtig noch fair."

Der Tag

Ronja: „Es war ein kalter Februartag vor sechs Jahren. An das Fallen kann ich mich nicht erinnern. Zwei Spaziergänger haben mich gefunden. Wenn das länger gedauert hätte, wäre es vorbei gewesen. Die erste OP dauerte acht Stunden."

Heiner Richter, 45, Oberarzt in der Unfallchirurgie: „Ronjas Blut sickerte unentwegt in ihr Becken. Das mussten wir priorisiert behandeln – ‚treat first, what kills first', sagen wir. Ihre Wirbelsäule hat beim Aufprall auf dem Boden das Becken durchstoßen. Eine Katastrophe für ein Lebewesen auf zwei Beinen."

Vater: „Ich war mit meiner damaligen Freundin auf Kuba. Ronjas Mutter rief an. Ich hab gleich versucht, einen Rückflug zu organisieren. Aber das ging nicht. Das Schlimmste war, völlig ohnmächtig zu sein. Und diese Frage: War sie schon tot und ihre Mutter wollte es mir nicht sagen? Wenn sie stirbt, dachte ich, dann gehe ich ins Meer."

Suse, Ronjas beste Freundin, 25 Jahre alt: „Als mir die Lehrerin erzählte, was mit Ronja passiert ist, nahm ich nur noch ein Rauschen wahr. Wie wenn du im Wasser bist und jemand mit dir spricht. Ich rief ihre Mutter an. Sie sagte: ‚Ich bin nicht sauer, aber wusstest du irgendwas?' Ich wusste einfach nichts."

Richter: „Hätten Sie mich im OP-Saal gefragt, ob Ronja noch mal laufen kann, hätte ich gesagt: Niemals. Das Sprung- und Fersenbein wurden zertrümmert, die unteren Sprunggelenke zerlegt. Dann diese schwerwiegende Beckenverletzung. Sie hatte unfassbar viel Glück."

Vater: „Letztendlich lag sie eine Woche im Koma. Nach fünf Tagen haben sie angefangen, sie aufzuwecken. Wir wussten nicht, was nun wird."

Das Leben davor

Ronja: „Bis zu dem Tag habe ich nach außen normal mein Leben gelebt, mich nicht zurückgezogen."

Vater: „Ich kann mich an keinen erinnern, der gesagt hat: Das war absehbar. Alle waren überrascht."

Ronja: „Dieser Gedanke, sterben zu wollen, der war sehr oft da. Ich habe schon mit 13 überlegt, was ich machen kann, ohne dass mich meine Familie irgendwo findet. Das Nachdenken ist erst einmal nicht problematisch, aber man sollte etwas dagegen tun."

Becker: „Meist gibt es eine Phase, in der ein Jugendlicher abwägt: Gibt es Lösungsmöglichkeiten oder Menschen, die hilfreich sind? Oder wird die Situation von ihm im Augenblick als aussichtslos erlebt? Das Zeitfenster, in dem der Jugendliche dann wirklich entschlossen ist, zu sterben, ist eng. Deswegen ist es so wichtig, es früh zu erkennen."

Suse: „Jahre zuvor gingen wir über den Schulhof. Ich kann mich an den Kontext nicht erinnern, aber sie meinte: Bevor das passiert, sterbe ich lieber. Da meinte ich: So etwas sagt man nicht. In dem Moment war es nicht bedeutsam. Aber als es dann passiert war, dachte ich: War das das Zeichen?

Becker: „Es gibt Einzelfälle, in denen vorher nichts für das Umfeld erkennbar war. Beim Großteil aber deutet es sich an. Nur, diese Anzeichen zu erkennen ist oft nicht leicht. Wenn ein Jugendlicher sich zurückzieht, Freunde nicht mehr trifft, ist es wichtig nachzufragen. Du, ich mache mir Sorgen um dich. Die Botschaft muss sein: Du bist mir wichtig. Es gibt nichts, was du allein tragen musst. Die Suizidhandlung selbst ist oft impulsiv. Wenn jemand es ankündigt: Sofort reagieren! Dann braucht es Fachleute in einer Jugendpsychiatrie, für jedes Dorf ist eine Klinik zuständig. Dieser Satz ‚Wer darüber spricht, tut es nicht' ist falsch. Genauso falsch wie der Mythos: Wenn man danach fragt, bringt man den Jugendlichen erst auf die Idee."

Vater: „Sie war unmittelbar davor bei ihrem damaligen Freund. Ich dachte als Erstes: Wenn der etwas damit zu tun hat ... Ich rief ihn an. Er erzählte, dass sie den ganzen Tag komisch und ablehnend gewesen sei. Als sie gegangen sei, habe er sich Sorgen gemacht. Er wollte sie auf dem Handy erreichen, sie nahm nicht ab. Irgendwann ging die Polizei ran."

Ronja: „Mein Freund und ich hatten uns nicht gestritten, aber die Stimmung war sehr gedrückt. Ich bin dann gegangen. Am nächsten Tag hätte ich eine Vorabi-Klausur schreiben müssen. Englisch war immer mein Horrorfach. In der Bahn dachte ich, dass alles zu viel ist. Ich schaffe das nicht mehr."

Suse: „Es war schon viel Druck in der Schule. Wir waren der erste G8-Jahrgang, die Versuchskaninchen."

Kathi, 32 Jahre alt, Ronjas zweite beste Freundin: „Wir haben uns auf den Bildungsstreiks kennengelernt. Die Wochen davor hat sie oft bei mir gepennt. Wir haben am Fenster gesessen und geredet. Und sie hat viel bei mir gelernt. Ihr ging es damals nicht so gut. Ich habe den Druck gespürt."

Becker: „Es gibt nicht den einen Grund. Manchmal ist es eine Situation, die das Fass zum Überlaufen bringt. Aber das Fass ist davor lange vollgetropft. Und mit jedem Tropfen fühlen sich die Jugendlichen hilfloser. Es fallen dann Sätze wie ‚Es hat alles keinen Sinn.' Oder: ‚Wird sowieso nicht besser.' Da nutzt es nichts, zu sagen: ‚Du hast es doch schön.' Es zählt nur, was der Mensch aktuell subjektiv fühlt."

Ronja: „Ich hatte immer diesen Berg vor Augen, was ich schaffen muss. Niemand geht gerne zur Prüfung, aber ich hatte Todesangst. Es fühlte sich an wie Sterben. Dabei war ich ziemlich gut, im Abgangszeugnis hatte ich einen Schnitt von 1,5. Ich war dieser Typ Mitschüler, den alle zum Kotzen finden, weil er nach der Klausur rumjammert und danach doch eine Eins bekommt. Aber ich spüre diese Angst heute noch, wenn wochenlang nur über Renten geredet wird. Ich denke: Ich werde nie eine Rente bekommen. Es gibt einen Unterschied zwischen ‚sich Gedanken machen' oder ‚in einen Angstzustand fallen'. Angst lähmt dich."

Suse: „In der Oberstufe hatte sie viele Fehlstunden. Ich habe sie gefragt, ob sie Schulangst hat. Ich habe schon gemerkt, dass sie Probleme hat und überfordert ist." Vater: „Sie hatte immer einen hohen Anspruch an sich selbst. Diesen unheimlichen Ehrgeiz. Hatte drei Jobs, kurz vor dem Abi. Und obwohl sie eine 1,5-Schülerin war, hat sie sich Nachhilfe geholt."

Ronja: „Es wäre besser gewesen, wenn mir jemand gesagt hätte: Du brauchst das Abitur nicht, du kannst einen Fachhochschulabschluss machen. Es gibt andere Wege."

Vater: „Ich glaube, hätte sie kein Abi gemacht, wäre es genauso passiert. Wir haben uns gefragt, ob wir zu viel Druck aufgebaut haben. Aber nein. Sie wollte alles immer perfekt machen."

Becker: „Bei den Betroffenen herrschen oft falsche Grundannahmen. Sie fragen sich: Haben mich meine Eltern noch lieb, wenn ich doch kein Abitur mache? Wenn wir dann in der Klinik mit den Eltern reden, sind die häufig überrascht. Die meisten Entscheidungen im Leben sind ja nicht endgültig: Man kann ein Abitur nachholen. Man kann einen neuen Partner finden. Ein Suizid aber ist final. Deswegen ist auch das Ziel jeder Therapie, dieses Gefühl von Sicherheit zu erzeugen: Wenn Probleme kommen, kann ich sie selbst lösen. Und wenn ich sie nicht lösen kann, dann gibt es Menschen, die mir dabei helfen."

Suse: „Auffällig war, dass sie sehr früh entwickelt war, von allem her: vom Kopf, vom Körper. Ronja hat nie rebelliert, hatte nie Stress zu Hause. Dieses Pubertäre fehlte bei ihr. Irgendwann gab es dann eine Phase, in der sie viel Gewicht verloren hat. Ich habe das auf ihre vegane Ernährung geschoben. Hab ihr gesagt, dass sie vorsichtig sein soll. In unserer Stufe hatten viele Mädchen Probleme mit der Ernährung. In jeder Klasse gab es ein paar, die mal in die Klinik mussten."

Ronja: „Ich wurde gemobbt, von der Grundschule bis zur neunten Klasse. Ich war ein bisschen pummelig. Ich habe dann eine Essstörung entwickelt, Bulimie."

Becker: „80 Prozent der Kinder und Jugendlichen, die eine psychische Störung haben, sind nicht in Behandlung. Vor allem weil sie Angst vor dem Stigma haben oder sich sagen: ‚Das geht schon wieder weg.' Aber das ist falsch."

Vater: „Als wir von der Bulimie erfuhren, haben wir sie in eine Therapie geschickt. Als wir der Therapeutin später erzählten, dass sie sich umbringen wollte, fiel sie aus allen Wolken. Wenn nicht mal solche Leute damit rechnen, muss man es verdammt gut verbergen können."

Ronja: „Während meiner Bulimie-Therapie hat sich meine Therapeutin mit meinen Eltern getroffen. Die drei sind mögliche Gründe durchgegangen. Und so kamen sie dann auf die Geschichte, dass mein Vater nicht mein leiblicher Vater ist. Meine Therapeutin hat meinen Eltern geraten, es mir zu erzählen. Da war ich 17."

Suse: „Sie war komplett aufgelöst, hat hier gepennt. Ronja fragte sich, wieso es ihre Eltern jahrelang verheimlicht hatten. Oder wieso sie so viele Hinweise als Kind nicht hatte deuten können."

Ronja: „Ich kam mir verarscht vor. Meine Eltern sind gute Menschen, aber das haben sie wirklich verbockt. Meine Mutter sagte, dass sie es mir auch früher gesagt hätten, aber mein Vater hatte Angst, dass ich ihm dann nicht mehr vertraue."

Vater: „Ich habe sie auf die Welt gebracht, indem ich ihr die Nabelschnur durchgeschnitten habe. Ich sehe sie als meine leibliche Tochter an."

Ronja: „Er hat meine Mutter kennengelernt, als sie schwanger war. Ich habe heute ein sehr gutes und vertrauensvolles Verhältnis zu ihm."

Becker: „Die Jugend, das Erwachsenwerden, hält viel Unvorhergesehenes bereit. Es stellen sich viele Fragen: Wer bin ich? Wer will ich sein? Wo will ich hin? So viele schwere Entscheidungen. Die Hormone stellen sich um. Das alles kann einen besonders verletzlich machen."

Suse: „Bei ihr kam so viel zusammen. Und niemand kannte ihre ganze Story. Ich wusste zwar das mit dem Vater. Von der Bulimie wusste ich nichts. Und vom Missbrauch aus ihrer Kindheit auch nichts."

Ronja: „Das mit meinem Opa kam erst hoch, als ich 15 war. Es war immer früh morgens passiert, wenn wir im Urlaub bei ihm waren. Geredet habe ich damals mit niemandem darüber. Ich hatte fünf Freunde, die sich teilweise gar nicht kannten, und habe jedem immer nur stückchenweise Dinge erzählt, vom Missbrauch wussten nur Kathi und meine Therapeutin. Dadurch ist dieses Gesamtbild nie zustande gekommen."

Becker: „Alle psychosozialen Belastungen können das Suizidrisiko erhöhen. Aber Missbrauch führt nicht zwangsläufig zu psychischen Störungen. Man darf einen

Menschen nicht darauf reduzieren, Opfer einer Situation geworden zu sein. Sie ist Teil einer Lebensgeschichte. Aber sie muss nicht das ganze Leben bestimmen."

Das Leben danach

Vater: „Sie lag auf der Intensivstation. Schlief. Wie geht man mit jemandem um, der sich das Leben nehmen wollte? Was sage ich, wenn sie die Augen aufmacht? Ich kenne eine Therapeutin. Die habe ich gleich angerufen. Sie sagte, das Wichtigste sei: Seid da und geht nicht weg. Versteckt euch zur Not hinter einer Wand, wenn sie euch erst einmal nicht sehen will."

Ronja: „Das Erste, woran ich mich erinnere: Oh Gott, ich muss meine Prüfung schreiben. Bitte bringt mir die Bücher. Meine Mutter war da. Und mein Papa, aber den habe ich gar nicht erkannt."

Vater: „Ich war sehr braun, durch die Sonne auf Kuba. Ronjas erste Worte waren: Habe ich einen schwarzen Pfleger? Und das war kein Witz von ihr. Sie muss noch sehr benebelt gewesen sein."

Ronja: „Ich hatte Durst. Ich durfte aber nichts trinken, weil ich vorher beatmet wurde. Ich habe den Waschlappen ausgelutscht und an Wattestäbchen mit Fanta genuckelt. Wenn ich heute wählen kann, trinke ich alles andere lieber."

Vater: „Wir haben ihr keine Vorwürfe gemacht. Wir haben nur gesagt: Schön, dass du noch da bist. Wir kriegen das hin."

Kathi: „Ich habe ihr gesagt, dass es mir leidtut. Dass sie mit ihrem Leben abschließen wollte, dass es nicht geklappt hat und dass sie nun gehandicapt ist, obwohl sie doch ein Mensch war, der immer so körperlich war, so viel Sport machte. Sie hat zwar überlebt, aber man trauert trotzdem."

Suse: „Mir hat Ronja als Erstes gesagt, dass es ihr leidtue. Soll es auch, habe ich gesagt.

Ronja: „Suse hat mich zehn Minuten beschimpft. Es war mir lieber, als wenn jemand heuchelt: Oh, du Arme."

Becker: „Nach einem Suizidversuch sind Vorwürfe fehl am Platz. Es bringt sich keiner gern um. Was muss passiert sein, damit ein junger Mensch sagt: So wie das Leben gerade ist, halte ich es nicht mehr aus?“

Vater: „Ich kam Gott sei Dank nie in die Situation, dass sie uns nicht sehen wollte. Ich glaube, sie hat es uns hoch angerechnet, dass wir so positiv auf sie zugegangen sind. Wir haben keinen Druck erzeugt, dass sie reden soll. Wir haben abgewartet, bis sie bereit war.“

Ronja: „Vorher habe ich nie darüber geredet. Dass sie zugehört haben, war wichtig. Und das Nicht-alleine-Sein. Meine Eltern hätten mich auch verstoßen können. Sie sind trotz aller Makel sehr gute Menschen. Sie und meine Freunde waren die Wichtigsten. Mit meinem Freund, das war dann schnell vorbei.“

Vater: „Ein Bekannter von mir arbeitet fürs Fernsehen. Bevor das alles passierte, hatte er einen Film gedreht, in dem auch Ronja auftrat. Ronja sah ihn in der Klinik. Da hat sie gesagt: ‚Scheiße, ich war ja gar nicht zu dick. Ich habe ja richtig gut ausgesehen.‘ Da ist mir klar geworden, dass sie eine komplett falsche Wahrnehmung von sich hat.“

Becker: „Wenn Jugendliche die Welt verzerrt sehen, wenn Suizid als einziger Ausweg erscheint, sind sie im Denken und in der Wahrnehmung eingeengt. Der erste Schritt ist es, sie aus dem Tunnel herauszuholen. Zeit zu gewinnen. Wieder Perspektiven aufzuzeigen.“

Vater: „Wir haben ihr klipp und klar gesagt: Bevor du aus der Klinik darfst, wirst du eine Therapie machen.“

Ronja: „Das Ziel der Therapie war nicht, dass ich nie wieder versuche, mich umzubringen, sondern dass die Zeit bis dahin gut ist. Dass ich damit nicht jeden Tag belastet bin.“

Vater: „Über Monate hat sie gesagt, dass sie nicht mehr leben will. Diese Phase war nur schwer zu ertragen. Ihr wurde bewusst, dass die Schmerzen an den beschädigten Nerven bleiben werden. Sie sagte einmal: Was habe ich jetzt noch?“

Suse: „Wenn man sich verabschiedet hat, wusste man nicht, ob sie sich wieder umbringen will. Anderthalb Jahre war das akut."

Becker: „Das Wiederholungsrisiko ist in den ersten zwölf Monaten am höchsten. Das macht Familie und Freunden Angst. Am liebsten würden sie jeden Schritt kontrollieren. Aber das geht nicht. Der Jugendliche muss immer das Gefühl haben, Hilfe holen zu können."

Vater: „Krass war, was in der Schule passierte. Wir hatten die Schulleitung darum gebeten, nicht zu sagen, was genau bei Ronja los ist. Aber die Schulleiterin hatte das Informationsinteresse der Schüler höher eingeschätzt als den Schutz unserer Familie."

Ronja: „Letztens habe ich meine ehemalige Schulleiterin zufällig in einer Arztpraxis gesehen. Aber sie ist umgedreht, als sie mich erkannt hat. Ich hätte ihr gerne gesagt, wie unangenehm es sich für mich anfühlte, dass einfach alle es wussten."

Suse: „Einige Mitschüler behielten sie so als das Mädchen in Erinnerung, das versucht hat, sich umzubringen."

Kathi: „Die Stimmungslage in den ersten Jahren war sehr schwankend. Sie musste schauen, wo sie ihren Platz findet, weil ihr durch die Handicaps einiges genommen wurde. Manche fragten sich: Kann man mit der normal reden? Ja, na klar. Normaler als mit vielen anderen Menschen."

Vater: „Ich hätte nie gedacht, dass sie danach wieder so lange bei mir lebt. Bevor das alles passierte, wollte sie ihr Abi machen und nach Israel reisen. Und dann hast du plötzlich wieder ein Baby: sauber machen, füttern, Zähne putzen, bei null anfangen."

Kathi: „Sie hat viel gelesen, viel geschrieben. Wir waren mit dem Rollstuhl oft draußen unterwegs. Irgendwer hat immer geschoben. Das klingt nicht so spannend. Aber das musste es auch nicht sein."

Ronja: „Nach einer Weile konnte ich besser laufen. Ich habe ein Praktikum angefangen und dann die Lehrstelle in einer Kanzlei bekommen. Aber nach der

Ausbildung wollte ich nicht weitermachen. Die suchen dort eher Frauen mit langen Fingernägeln. Deswegen studiere ich jetzt noch einmal."

Heute

Ronja: „In den letzten Jahren war vieles sehr anstrengend. Aber jetzt hat sich etwas beruhigt in meinem Leben. Für die nächsten drei Jahre gibt es einen Plan. Das Studium läuft. Ich bin direkt mit meinem neuen Freund zusammengezogen, wir haben ein paar Schritte übersprungen. Er weiß Bescheid, aber wir reden nicht viel darüber."

Vater: „Ich weiß, dass sie noch immer Panikattacken bekommt, die man teilweise sehr schwer erklären kann. Obwohl sie viel älter und selbstständiger ist, mache ich mir mehr Sorgen um sie."

Ronja: „Ich bin heute psychisch nicht mehr so labil. Die Panikattacken sind seltener geworden. Einmal alle zwei Wochen vielleicht. Im Februar ist es schlimm, wenn der Jahrestag ansteht. Im Krankenhaus ist es ganz schlimm. Ich kriege keine Luft mehr oder heule. Aber man kann über äußere Reize einen Ausweg aus den Attacken finden: Kälte zum Beispiel. Eispacks auf die Beine. Oder Zitronen essen. Das lenkt das Gehirn ab. Meine Therapeutin hat mir ein Sprachmemo aufgenommen, das ich mir in diesen Situationen anhören kann. Sie beschreibt darin einen Ort, von dem ich ihr erzählte. Sie nennt es den ‚sicheren Ort'. Es ist eine Waldlichtung bei meiner Tante in Schleswig-Holstein. Sie erzählt, wie ich dort hinlaufe, es ist Sommer, die Bäume und Sträucher sind supergrün, ein Nadelwald, ein weicher Boden, der nicht wehtut. Ich kann dort barfuß laufen. An einem Kirschbaum vorbei, einem Ententeich, links ein alter verwitterter Carport, dann ein riesiges Feld, da stehen Pferde, in einem angrenzenden Wald läuft ein kleiner Bach."

Kathi: „Unser Galgenhumor hat ihr geholfen, das alles zu bewältigen. Einmal, da konnte sie gerade erst wieder ein paar Schritte laufen, standen wir in einem Kaufhaus auf einer Rolltreppe, deren Ende näher kam. Und sie meinte scherzhaft: ‚Ich hoffe, dass ich jetzt den Absprung schaffe.' – ‚Einmal hast du den Absprung ja schon geschafft', sagte ich zu ihr. Wir mussten beide lachen, und das war heilsam."

Ronja: „Im Moment habe ich wieder eine offene Wunde am Fuß. Es wird langsam nervig, wenn man immer irgendwas hat. Insgesamt hatte ich schon um die 35 Operationen."

Suse: „Es ist nicht einfach für sie, körperlich behindert zu sein. Sie will nicht bemitleidet werden."

Ronja: „Jedes Paar der orthopädischen Schuhe kostet Hunderte Euro, manchmal sogar 1000 Euro. Meine Behinderung kann man von außen nur erahnen, mittlerweile sieht es aus wie ein leichtes Humpeln. Trotzdem beschäftigt mich häufig eher das, was ich nicht mehr machen kann. Ganz schlimm ist es, wenn ich sehe, wie jemand der Bahn hinterherläuft und schnell laufen kann. Das belastet mich schon."

Kathi: „Am Anfang hat sie sich immer entschuldigt, wenn sie Hilfe brauchte. Bis das mal selbstverständlich wurde, hat es ein paar Jahre gedauert. Ich habe ihr gesagt: Es ist doch kein Problem, ich habe halt zwei funktionierende Beine."

Ronja: „Was tut mir gut? Fingernägel lackieren, weil man sich konzentrieren muss. Oder gestern, da war ich beim Handballgucken. Und Kathi hatte einen Schlüssel für die Wohnung und war schon bei mir, als ich nach Hause kam. Sie hat gekocht und Sekt gekauft. So was freut mich. Und ich gehe supergerne in die Sauna, Wärme tut mir gut. Gegen die Schmerzen. Ich kann aber nicht alleine hin, weil der Boden rutschig ist. Tatsächlich hat sich die Aufmerksamkeit für kleine Dinge geschärft: Der Frühling kommt, und man hört die Vögel zwitschern."

Suse: „Sie ist weniger streng mit sich, kann sich besser einschätzen. Bei Prüfungen hat sie um Hilfe gebeten. Das ist ein sehr gutes Zeichen."

Ronja: „Ich nehme jetzt jeden Tag Antidepressiva. Und ich glaube, ich habe einen kaputten Endorphinhaushalt, meine Gehirnströme, Synapsen, irgendwas ist da falsch geschaltet. Ich erinnere mich an schlechte Dinge länger als an gute. Und wenn ich mich freue, dann völlig übertrieben. Es ist wie bei einem Topf. Der Deckel ist meistens drauf, manchmal springt er hoch, wie beim Überkochen. Und dann ist er sehr schnell wieder drauf."

Vater: „Sie macht mir heute einen zufriedeneren Eindruck. Aber ich zucke noch immer zusammen, wenn ihre Mutter zu ungewöhnlichen Zeiten anruft. Oder wenn Ronja anruft. Ich gehe immer ran, egal zu welcher Uhrzeit."

Ronja: „Ich kann schwer sagen, was mir rückblickend geholfen hätte. Vielleicht hätte es mir geholfen, schulischen Druck heraus zunehmen. Und ich hätte nicht nur mehreren Menschen Bruchteile erzählen, sondern mit einem über alles reden sollen. Die Entscheidung, sich umzubringen, ohne offensiv Hilfe geholt zu haben, ist dämlich."

Suse: „Das Wichtigste ist, dass man sich einer Person anvertraut und auch zugibt, dass das Leben außer Kontrolle und scheiße ist. Ronja hat das damals nicht gemacht."

Ronja: „Das Problem ist, dass es in Deutschland nicht genügend Hilfe gibt: nicht genug Schulen, die präventiv arbeiten, nicht genug Einrichtungen für Jugendliche und viel zu wenig soziale Arbeit in dem ganzen Bereich."

Becker: „Es muss sachlich und unaufgeregt über das Thema gesprochen werden, auch mit Jugendlichen. Letztes Jahr gab es dazu eine schöne Themensendung in der ‚Sendung mit der Maus'. In der wurde erklärt, dass auch die Seele krank werden kann. Sie wird aber auch wieder gesund. Die Sendung hat vielen Eltern geholfen, mit ihren Kindern über ihre eigene Erkrankung sprechen zu können. Man kann psychische Störungen sehr gut behandeln, besser als viele körperliche Erkrankungen. Einmal psychisch krank, immer psychisch krank – das stimmt so nicht."

Ronja: „Meine Therapeutin hat mich letztens gefragt, was mir am Leben gefällt. Wo will ich in fünf Jahren sein. Ich finde das schwierig. Ich will keine Kinder, ich halte heiraten eher für Quatsch. Ich stelle mir auch nicht meinen Traumjob vor, weil ich dann Angst bekomme, ihn nicht zu kriegen. Ich muss gucken, dass es mir jetzt gut geht. Es ist egal, was in zehn Jahren oder noch später ist. Was würde mir gefallen? Vielleicht entspannt am See mit einer Katze sitzen und den Sonnenuntergang anschauen."

Becker: „Erfolgreich war eine Therapie, wenn der Jugendliche das Gefühl hat: Ich habe einen guten Kopf auf meinen Schultern, und Probleme kann ich lösen. Krisen gehören zum Leben. Aus ihnen kann man gestärkt hervorgehen."

Kathi: „Ronja ist viel ruhiger geworden, bedachter. Davor war sie viel aufgedrehter. Ich finde sie heute so stark, wie sie niemals zuvor war. Es gab eine lange Zeit, in der ich für sie da war. Mittlerweile funktioniert es aber auch wieder andersrum. Sie ist genauso oft für mich da. Sie kann das wieder. Darüber freue ich mich sehr."

Ronja: „Ob ich dankbar bin, dass ich lebe? Doofe Frage, finde ich. Dankbar ist man, wenn einem etwas Gutes passiert. Ich wäre nicht dankbar, wenn ich jetzt auf einmal sterbe. Ich habe viel gewonnen, aber auch viel verloren. Es ist in Ordnung so."

»Ich bin mit diesem Land noch nicht fertig«

Der Journalist Deniz Yücel saß ein Jahr in der Türkei im Gefängnis. Präsident Erdoğan nannte ihn »Agentterrorist«. Im Gespräch mit erzählt er, wie es ist, wieder in Deutschland zu sein, und warum er sich dennoch nach dem Ort sehnt, an dem ihm die Freiheit geraubt wurde

Von Emilia Smechowski, Die ZEIT, 10. Oktober 2019

Es ist ein bewölkter Mittag in Berlin-Kreuzberg, wir sind im Café Kotti verabredet. Man erkennt ihn schon von Weitem: Sonnenbrille auf der Nase, Zigarette im Mund, Handy am Ohr. Deniz Yücel nimmt die Sonnenbrille ab, setzt sich und sagt: »Dilek meint, mit der Sonnenbrille falle ich erst recht auf.« Unter uns fahren Lastwagen durch die enge Adalbertstraße, immer wieder Hupen, ab und an Sirenen. Menschen vieler Nationalitäten wohnen hier, auch viele Türken. Nicht alle sind Deniz Yücel wohlgesinnt, viele nehmen ihn als Feind der AKP wahr. Während der »FreeDeniz«-Aktionen 2017 wurden immer wieder Demonstranten von Berliner Erdoğan- Anhängern beschimpft. Wir sind ehemalige Kollegen, deshalb duzen wir uns. Das Gespräch wird sieben Stunden dauern. Oder auch: eineinhalb Zigarettenpackungen lang.

DIE ZEIT: Lieber Deniz, du bist jetzt seit drei Monaten zurück in Berlin. Wie fühlst du dich?

Deniz Yücel: Ich habe mich Schritt für Schritt wieder der Normalität angenähert. Es hat eine Weile gedauert, bis ich mich sicher gefühlt habe, bis ich das erste Mal Taxi gefahren bin. Und noch länger, bis ich wieder in den Bus gestiegen bin. Aber ich hatte bislang nur angenehme Begegnungen. Und die Leute erkennen mich immer seltener. Einer fragte mich neulich: Ich kenne Sie irgendwo her, sind Sie nicht Schauspieler?

ZEIT: Gibt es noch Momente, in denen du die Freiheit besonders zu schätzen weißt? Oder nutzt sich so etwas ab?

Yücel: Klar schätze ich die Freiheit, du etwa nicht? Aber wenn du damit meinst, sich eigentlich alltägliche Dinge als Ausdruck von Freiheit zu vergegenwärtigen – ja, solche Momente gab es anfangs, auf Sizilien, wo ich mit Dilek nach der Freilassung gelebt habe. Wir haben ein Haus mit Garten gemietet. Wir wollten zur Ruhe kommen und miteinander viel Zeit verbringen. Irgendwo leben, wo unsere Füße die Erde berühren, wie es mir Dilek mal in den Knast geschrieben hat. Auf einer Wiese liegen! Über einen Markt schlendern! Aber dieses Gefühl von Staunen und Wertschätzen hält nicht lange an. Klingt schade, ist aber ein Zeichen von Normalität.

ZEIT: In Gefängnis von Silivri saßt du die meiste Zeit in Isolationshaft. Deine Zelle war 13 Quadratmeter groß. Was hast du den ganzen Tag lang gemacht?

Yücel: Ich habe gearbeitet. Also wie ein Wilder Texte geschrieben, über meine Situation in der Haft und die Politik des Erdoğan-Regimes. Ich habe ständig analysiert: An welchem Punkt stehen wir gerade? Wie verhält sich die Bundesregierung, was will Erdoğan? Und am Ende: Was muss ich tun, was kann ich tun? Ich war die ganze Zeit im Kampfmodus. Als Erdoğan einmal über mich sagte: »Solange ich in diesem Amt bin, kommt der nicht raus«, hat das alle verängstigt – meine Frau, meine Freunde, meine Redaktion. Und ich dachte: Das meint der nicht so. Das ist ein Verhandlungsangebot. Das ist ein Gangster, und Gangster verhandeln so.

ZEIT: Warst du wirklich so cool? Du hast nicht gedacht, verdammt, der lässt mich hier verrotten?

Yücel: Nein. Und auf keinen Fall wollte ich mich der Haft widerstandslos ergeben. Das Wichtigste war für mich also die Kommunikation mit der Außenwelt – und dafür durften die Wärter bei den ständigen Leibesvisitationen und Razzien nicht allzu misstrauisch werden. Wenn etwas nicht korrekt lief, habe ich zwar Einspruch erhoben, ansonsten aber den guten Jungen gespielt. Ich glaube, ich bin ja auch ein guter Junge.

ZEIT: Eine Woche hat 168 Stunden. Deine Anwälte hast du ein paar Stunden pro Woche gesehen, Dilek, deine Frau, eine Stunde. Den Rest der Zeit über hast du gearbeitet?

Yücel: Meistens. Im Knastladen konnte ich einmal die Woche Bestellungen aufgeben. Ich habe mir bunte Wäscheklammern gekauft, die ich in einer abgeschnittenen Colaflasche aufbewahrte, damit etwas Farbe in die Zelle kam. Auf diese Wäscheklammern habe ich manchmal gedankenverloren geschaut wie auf einen Blumenstrauß. Dann habe ich heimlich Minze gezüchtet, die ich auch aus dem Knastladen hatte. Außerdem habe ich begonnen, das Knastessen zu verfeinern oder umzuwandeln: zum Beispiel einen Hühncheneintopf in einen frischen Salat mit Hühnchenstreifen. Anfangs habe ich auch diszipliniert Sport gemacht. Gewichtheben mit Fünf-Liter-Plastikflaschen, Laufen und ein bisschen Fußballspielen allein auf meinem Hof. Der war aber kaum größer als meine Zelle und mit Maschendrahtzaun überspannt. Sogar den Himmel konnte ich nur durch ein Gitter sehen.

ZEIT: Hier die Zigarettenpause, da kurz was runtertippen, schnell im Stehen was essen: Ich kenne dich jetzt nicht als Menschen, der ausgewogen kocht und regelmäßig trainiert. Woher kam dieses Bedürfnis, gesund zu leben?

Yücel: Ach, gesund leben, das ist so eine Zeitgeistsache, das wollte ich gar nicht. Ich rauche ja weiterhin und trinke meinen Kaffee mit Zucker. Aber im Knast hatte ich anfangs Angst zu verwahrlosen, in eine Depression zu fallen. Darum erst einmal kein Fernseher, stattdessen regelmäßig Sport.

Yücel bestellt einen Kaffee beim Kellner, auf Türkisch.

ZEIT: Wer warst du im Knast? Der Türke? Der Deutsche?

Yücel: Ich war der, über den der Präsident geredet hat. Ich kenne die türkischen Codes, ich war nicht fremd dort. Aber alle, vor allem die Wärter, haben mich über Deutschland ausgefragt, der türkische Blick geht ja noch immer Richtung Europa. Sie wollten beispielsweise wissen, wie das Essen in deutschen Gefängnissen ist.

ZEIT: Wusstest du das denn?

Yücel: Nein. Doch die Haftumstände in deutschen Gefängnissen sind, wie ich inzwischen weiß, keineswegs in jeder Hinsicht besser als in der Türkei. Der größte Unterschied betrifft nicht die Haftbedingungen, sondern die Frage, wofür man eingesperrt wird.

ZEIT: Du sagst, du bist ein guter Junge. Die Wärter waren aber nicht immer gut zu dir.

Yücel: Manche waren freundlich, andere distanziert. Einmal hatte ich Tee gekocht und fragte einen Wärter: »Willst du nicht reinkommen?« Er wollte, aber er durfte natürlich nicht. Einer sagte: »Wenn ich euch Inhaftierte hier so sehe, dann schäme ich mich für mein Land.« Und als ich einen anderen auf die absurd vielen Leibesvisitationen ansprach, hieß es: »Wir müssen die machen, hier sind überall Kameras.« Den Satz habe ich oft gehört – die »pausenlos überwachten Überwacher«, wie es bei Foucault heißt.

ZEIT: Das heißt, deine Wärter haben sich im Grunde selbst als Opfer gesehen?

Yücel: Viele waren jung, um die 30, hatten studiert und danach keine andere Stelle bekommen. Im Knast zu arbeiten war sicher nicht ihr Traumjob. Und viele haben sich beklagt: »Ihr kommt und geht, aber wir sind hier immer eingesperrt.« Ziemlich larmoyant.

ZEIT: Es gab, schreibst du, auch regelmäßig Razzien. Wie liefen die ab?

Yücel: Meine Zelle hatte zwei Türen. Wenn Razzia war, kamen die Wärter und die sie begleitenden Gendarmen nicht durch die Zellentür, sondern von hinten, über den Hof, meist 10 bis 15 Mann auf einmal. Sie haben meine Sachen nie grob durchwühlt. Aber auch so war das extrem unangenehm. Meine Zelle war kein selbst gewählter Lebensraum, aber es war mein Lebensraum. Und der wurde immer wieder ungefragt betreten. Es hat mich im Knast weniger gestört, dass ich nicht raus konnte. Schlimmer war es, dass jederzeit jemand zu mir rein konnte.

ZEIT: Weißt du, wonach sie gesucht haben?

Yücel: Das ist Routine, in jedem Knast der Welt. Aber ich wollte nicht, dass sie bestimmte Sachen finden: meine Minzen, die ich im Joghurtbecher großzog. Und Unterlagen, die ich reingeschmuggelt hatte.

ZEIT: Du hast in deiner Zeit im Knast etwa ein Dutzend Artikel geschrieben. Wie hast du diese Texte hinausgeschmuggelt?

Yücel: Indem ich den Wärtern alles unter die Nase gehalten habe. Ich wurde ja bei jedem Verlassen der Zelle durchsucht.

ZEIT: Wie bitte?

Yücel: Ich habe meine Artikel und Interviews als Schreiben an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte getarnt. Die konnte ich den Anwälten ja ganz offiziell überreichen. Dazu gehörte, dass ich stets ein paar Seiten mit sinnfreiem Text voranstellte, in denen es von Abkürzungen aus dem Juristentürkisch nur so wimmelte: TCK, CMK, TMK. Großbuchstaben blinken aus jedem Text wie Bauleuchten auf der Autobahn. Sodass die Wärter denken mussten: »Okay, sieht nach einer Rechtssache aus.« Die Dienstbeflissensten unter ihnen durchsuchten dann die leeren Rückseiten nach versteckten Botschaften. Da musste ich mir jedes Mal das Lachen verkneifen. »Kollege, du bist auf der richtigen Fährte«, dachte ich. »Aber das, was du suchst, steht vorne.« Das Offensichtliche ist meist das beste Versteck.

ZEIT: Warst du nicht nervös?

Yücel: Beim ersten Mal sehr. Aber man bekommt Übung. Und mit der Zeit wurde meine Tarnung nachlässiger. Nervös blieb ich immer bei Texten auf Türkisch. Oder als ich für mein Buch *Wir sind ja nicht zum Spaß hier* 511 handschriftliche Seiten auf einmal herausschmuggelte.

ZEIT: Im Mai hast du vor einem deutschen Gericht ausgesagt, dass du in deinen ersten Tagen im Knast auch gefoltert wurdest. Was genau ist passiert?

Yücel: Eines Tages waren alle sonst penibel eingehaltenen Abläufe und Zuständigkeiten außer Kraft gesetzt. Plötzlich hatte ich es mit immer denselben sechs Wärtern zu tun, die mich zum Anwaltsgespräch oder dem Treffen mit meiner Schwester Ilkay gebracht haben. Sie beschimpften mich, wie es zuvor Staatspräsident Erdoğan getan hatte: »Terrorist«, »deutscher Agent«, so was. Sie sagten, ich solle den Kopf senken beim Laufen, sie riefen: »Schneller!«, » Langsamer!«. Einer drohte, dass er mich dazu bringen werde, den Mülleimer zu grüßen oder – weil ich auf ihre provokativen Fragen nicht geantwortet habe – mir die Zunge rauszuschneiden. Irgendwann kamen sie auch in meine Zelle. Und in dem Moment war ich vollkommen ungeschützt. In den Zellen gibt es keine Kameras.

ZEIT: Und dann?

Yücel: Dann hat mir einer von ihnen gegen Brust und Rücken geschlagen. Weiter sind sie nicht gegangen. Sie hätten mich auch zusammenschlagen oder vergewaltigen können. Ich wusste zwar, dass ich mich nicht darauf verlassen kann, dass die Grenze, an die sie sich heute halten, morgen immer noch gelten würde – tatsächlich haben sie mir am nächsten Tag ins Gesicht geschlagen. Dennoch hatte dieser schlimmste Moment, allein mit dieser Bande in meiner Zelle, auch etwas Gutes: Danach glaubte ich zu wissen, woran ich war.

ZEIT: Im Buch schreibst du den poetischen Satz: »Grobheit wühlt mich auf, dann verliere ich allen Esprit.« Aber wie schafft man es, den Kopf zu senken, wenn einem einer sagt, senk den Kopf? Wie schafft man es, nicht zurückzuschlagen?

Yücel: Der Satz bezieht sich auf eine andere Situation, als mich mal ein Wärter anblaffte, weil ich einen Mitgefangenen gegrüßt hatte. In den Tagen des Psychoterrors hatte ich andere Sorgen. Als das losging, war ich überrumpelt und eingeschüchtert. Darum habe ich mich zunächst auch dem Befehl gebeugt, meinen Kopf zu senken, als wir über die Korridore liefen. Dafür schäme ich mich noch heute. Erst als sie in meine Zelle eindrangen, gewann ich ein wenig Kontrolle zurück. Ich musste den Reflex zurückzuschlagen unterdrücken. Es wäre nicht das erste Mal in meinem Leben gewesen, dass ich mich auf eine Prügelei einlasse, bei der ich weiß, dass ich verlieren werde. Aber ich habe mir gesagt: Das sind nur Befehlsempfänger. Meine Gegner sind nicht sie, sondern jene, die die Folter angeordnet haben.

ZEIT: Du glaubst, der Befehl kam von oben?

Yücel: Dass diese Wärter auf Befehl gehandelt haben, glaube ich nicht, ich weiß es. Ich kann nur nicht mit derselben Bestimmtheit sagen, von wem er kam. Aber ich denke, aus der Staatsführung.

ZEIT: Warum?

Yücel: Am Freitag, dem 3. März 2017, ganze zwei Wochen nachdem wir meine Festnahme bekannt gemacht haben und meine Geschichte die deutsche Öffentlichkeit bewegt hat, sprach Erdoğan zum ersten Mal öffentlich über mich. Und am Montag danach ging es los. Dass Erdoğan das angeordnet hat, kann ich nicht beweisen. Es

würde aber passen. In einer Situation, in der massenweise ranghohe Beamte entlassen oder gar verhaftet wurden, glaube ich nicht, dass es ein Untergebener gewagt hätte, eigenmächtig zu handeln. In einem Fall, den der Chef zur Chefsache erklärt hat.

ZEIT: Warum hast du die Folter nicht gleich öffentlich gemacht?

Yücel: Weil ich glaube, dass sie genau das wollten, um dann mit den erwartbaren Reaktionen aus Deutschland Wahlkampf zu machen.

ZEIT: Im Buch nennst du die Namen der Wärter.

Yücel: Ich hatte schon im Knast Strafanzeige erstattet. Die Staatsanwaltschaft hat die Ermittlungen eingestellt, ohne mich auch nur anzuhören. Sie mögen sich heute für unantastbar halten. Aber sie können nicht sicher sein, dass das für immer so bleibt. Dieses Unbehagen wollte ich ihnen bereiten. Deshalb habe ich die Namen erwähnt.

ZEIT: Beschäftigen dich diese Tage der Folter noch?

Yücel: Nicht wirklich. Sie hörten so plötzlich auf, wie sie angefangen hatten. Aber wegen dieser Erfahrung empfand ich alle regulären Razzien danach als besonders schlimm. Und das dumpfe Abklopfen von Metall, mit dem sich die Wärter bei Razzien immer ankündigt haben, ist mir bis heute zuwider. In unserem Garten auf Sizilien stand ein Metalltor, das bei Wind ab und an klapperte. Das Geräusch katapultierte mich sofort zurück in den Knast.

ZEIT: Die Außenwelt wusste von all dem fast nichts. Und doch wurde sie aktiv. In deiner Zeit im Knast bist du quasi zur Ikone der Pressefreiheit geworden. Dein Gesicht wurde auf Luftballons gedruckt, es gab Autokorsos überall in Deutschland, Daniel Richter malte sogar ein Protestplakat. Was davon kam bei dir an?

Yücel: Sehr viel, durch meine Anwälte. Ich wollte nie zum Posterboy der Pressefreiheit werden. Aber diese Solidarität zu spüren, das war ein verdammt gutes Gefühl.

ZEIT: Ein wenig wirkte es auch so, als wollte jeder etwas vom FreeDeniz-Kuchen abhaben. Ein bisschen auf der Straße hupen, und schon traten wir ein für Menschenrechte. Das gute Gefühl war recht billig zu haben.

Yücel: Na und? Es muss ja nicht jeder so einen hohen Preis zahlen wie ich. Und was wären die Alternativen gewesen? Die Bundesregierung und Dilek sagen auch im Nachhinein: FreeDeniz war gut für die Pressefreiheit, aber schlecht für mich. Ich denke aber: Das stimmt so nicht. Denn für mich ging es nicht nur darum, ob der Knast ein paar Monate länger oder kürzer dauert. Wichtiger war, wie es mir drinnen geht und in welcher Verfassung ich rauskommen werde. Die größte Angst, die ich anfangs hatte, war die, vergessen zu werden. Die Öffentlichkeit hat mir sehr gut getan. Und es ist okay, wenn ihr bei den Autokorsos Spaß hattet.

ZEIT: Die Welle angestoßen haben deine engsten Kollegen und Freundinnen.

Yücel: Das rührt mich bis heute. Das gab mir das Gefühl, doch nicht alles falsch gemacht zu haben im Leben. Es war, als würden meine Freunde meine Lebensbilanz ziehen. Mir fällt kein besseres Bild ein: Es war ein bisschen wie ernten, was man gesät hat.

ZEIT: Du hast deine Frau, die Lyrikerin und Dokumentarfilmerin Dilek Mayatürk, bereits erwähnt. Als du in den Knast kamst, wart ihr gerade einmal acht Monate zusammen. Eine ziemlich harte Probe für eine junge Liebe. Wie habt ihr euch kennengelernt?

Yücel: Über die Arbeit. Wir waren sehr verliebt, aber ich war auch ziemlich fixiert auf meinen Job, habe mich zu wenig um sie gekümmert. In der Nacht, bevor ich untergetaucht bin, weil ich mitbekommen hatte, dass ich zur Fahndung ausgeschrieben war, hat sie sich von mir getrennt. Das war an Weihnachten 2016.

ZEIT: Und sie kam zu dir zurück?

Yücel: Ja. Als sie erfahren hat, dass ich in so großen Schwierigkeiten stecke. *(er schluckt)* Ohne Dilek hätte ich diese Zeit nicht überstanden. Das kann ich wirklich so sagen.

ZEIT: Damit sie dich besuchen konnte, musstet ihr heiraten. Wie war die Hochzeit?

Yücel: Vor allem war das der Tag, an dem ich Dilek nach Wochen wiedersehen konnte. Natürlich war ich aufgeregt. In der Nacht davor konnte ich nicht schlafen. Ich

habe die Zelle geputzt, obwohl sie die ja gar nicht betreten durfte, habe einen Strauß besorgt aus Petersilie und Minze, den ich dann doch nicht zur Trauung mitnehmen durfte. Außerdem habe ich mein Hemd bügeln lassen und war beim Friseur, was man halt so macht als Bräutigam.

ZEIT: Nur gab es hinterher weder eine Party noch Flitterwochen.

Yücel: Das Leben hört im Knast aber nicht auf. Man sitzt nicht da und überlegt, was man alles machen könnte, wenn man draußen wäre. Ich dachte nicht: »Schade, wir können nicht feiern « , sondern » Toll, in vier Tagen sehen wir uns wieder!« Auch wenn wir uns manchmal im Knast stritten.

ZEIT: Über diese Konflikte schreibst du im Buch sehr ehrlich. Und über deine Schwächen: deine Besserwisserei, deine Lust zu provozieren. Dilek findet es nicht so gut, dass du in einen Hungerstreik treten willst. Du bist verletzt, weil sie einen Text von dir nicht ausreichend lobt.

Yücel: Dilek und ich hatten im Knast sowieso keine Privatsphäre. Jedes Gespräch wurde aufgezeichnet, immer war ein Wärter da. Und was denen verborgen blieb, lasen die Anwälte. Dilek kannte die Situation in der Türkei ja sehr gut. Sie wollte nicht, dass ich meine Gegner unnötig provoziere. Es hat sie verletzt, dass ich meine Entscheidung manchmal ohne sie traf. Das war mein Kampfmodus: keine Angst, keine Rücksicht.

ZEIT: Deine Anwälte fungierten ein bisschen als Paartherapeuten.

Yücel: Ja! Vor allem mein Anwalt Veysel Ok. Das hat geholfen. Manchmal haben sie meine Briefe an Dilek nicht weitergeleitet, weil sie ihnen zu böse im Ton waren. Manchmal sagten sie auch: »Mensch, Deniz, das hast du aber schön geschrieben!« Das Problem war ja: Wir hatten alle Möglichkeiten für Beziehungsknatsch und Missverständnisse, aber keine Möglichkeiten, diese schnell auszuräumen.

ZEIT: Gehen wir zurück in die Zeit, als du noch Korrespondent warst. Du hast auf Pressekonferenzen unangenehme Fragen gestellt und bekamst sogar ein Interview mit dem stellvertretenden Chef der PKK. Heißt aber auch: Die Arbeit in der Türkei war für dich nie ungefährlich.

Yücel: Ich wusste von Anfang an, dass es vor allem für jemanden mit türkischer Herkunft unangenehm werden könnte. Du giltst dann schnell als »Vaterlandsverräter«. Ich denke, mir war das klarer als meinem Arbeitgeber. Vielleicht hätten sie mich sonst auch gar nicht geschickt. Dass ich mal festgenommen würde, habe ich in Kauf genommen. Aber mit einem Jahr Knast habe ich nicht gerechnet.

ZEIT: Nach einer Pressekonferenz mit Angela Merkel in Ankara hat dich dein damaliger Chefredakteur Stefan Aust zunächst nach Deutschland zurückgeholt, per Dienstanweisung. Es heißt, es war die erste seines Lebens. Du hast dich gefügt. Und bist dann zurückgefahren. Warum?

Yücel: Ich hatte dort einen Job zu erledigen. Und in Sonntagsreden hört man immer: Wir müssen die Freiheit und die Demokratie verteidigen. Das heißt aber auch: Manchmal bekommt man dafür auf die Fresse. Ein paar Monate später, nach dem Putschversuch, wurde alles noch schlimmer. Bei einem Kurzbesuch in Berlin versammelte ich meine Berliner Freunde. Es war Sommer, wir tranken draußen Bier. Ich habe es so niemandem gesagt, aber mir war klar: Wenn ich mich jetzt verabschiede, dann fahre ich ins Ungewisse.

ZEIT: In der Rückschau wirkt es ein bisschen, als hättest du das Regime testen wollen: Erdoğan, jetzt beweis mal, wie du es wirklich hältst mit deinem Rechtsstaat!

Yücel: Das war kein Test. Ich wusste ja, dass die Türkei, auch historisch gesehen, noch nie viel von Meinungs- und Pressefreiheit gehalten hat. Und doch würde ich mich nicht jeder Gefahr aussetzen. Kriegsgebiete meide ich – und bewundere jeden Journalisten, der von dort für uns berichtet. Machthaber wollen, dass wir uns zurückziehen. Dass ich die Türkei verlassen musste, tut weh. Ich will wieder zurück. Ich bin mit diesem Land noch nicht fertig. Und ich glaube, das Land auch nicht mit mir.

ZEIT: Das heißt, du vermisst die Türkei?

Yücel: Ja. So merkwürdig das klingen mag: Es ist ein sehr intimes Verhältnis, das man zu einem Land aufbaut, wenn man in dessen Kerker einsitzt. Als Kind war ich immer nur im Urlaub dort, am Strand oder Verwandte besuchen. Ich bin mit der Musik aufgewachsen, der türkischen Literatur, der Geschichte. Es gab auch Zeiten, in

denen ich journalistisch über die Türkei gearbeitet habe. Aber das war sporadisch. Dann lebte ich plötzlich als Korrespondent in Istanbul, mit eigener Wohnung, Bankkonto und Handyvertrag. Ich hätte gern im März dieses Jahres über die Kommunalwahl in Istanbul berichtet. Über den Stimmungswandel, darüber, dass Erdoğan sein Image als Unbesiegbarer verloren hat.

ZEIT: Gibt es noch etwas, das du vermisst?

Yücel: Wären wir in der Türkei, hätten wir uns wahrscheinlich an einem Ort mit Blick auf den Bosporus getroffen. Istanbul ist die einzige Stadt der Welt, durch die das Meer fließt.

ZEIT: Hast du eine Vorstellung, wann du das nächste Mal dort sein wirst?

Yücel: Nein. Alle raten mir davon ab, zurückzureisen. Sie werden wohl recht haben.

ZEIT: Empfindest du Rachegefühle gegenüber Erdoğan?

Yücel: Persönliche Rachegefühle nicht. Natürlich geht es nicht spurlos an dir vorbei, wenn dich ein Staatschef sieben Mal in einer Rede nennt und brüllt: Agent! Terrorist! Agentterrorist! Ich hoffe, dass er sich irgendwann in einem fairen Gerichtsverfahren für seine Taten verantworten muss. Die Türkei wird Erdoğan überleben, so viel ist sicher.

ZEIT: Erdoğan und du, ihr wart euch zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte erschreckend nah.

Yücel: Jedenfalls waren wir kurzzeitig Nachbarn. Bevor ich zur Polizei gegangen bin, habe ich mich in der Sommerresidenz des deutschen Botschafters versteckt. Und die grenzt direkt an die Villa Huber, Erdoğans Istanbuler Amtssitz.

ZEIT: Die Polizei sucht dich, und der Staatschef weiß nicht, dass du nebenan wohnst.

Yücel: Ab und an leuchtete auf meinem Handy sogar Erdoğans WLAN auf.

ZEIT: Hast du versucht, dich einzuloggen?

Yücel: Ich habe der Versuchung widerstanden. Aber ich habe darüber nachgedacht, welches Passwort Erdoğan wohl verwendet. Ich tippe auf »123456«.

ZEIT: Du warst immer ein linker Journalist, bist Kurt-Tucholsky-Preisträger. Nun hast du deine Freiheit auch dem Einsatz der Bundesregierung zu verdanken. Wie ist heute dein Verhältnis zu Deutschland?

Yücel: Natürlich bin ich der Bundesregierung dankbar. Zu sehen, dass der Staat, in dem ich zwar mein ganzes Leben verbracht habe, aber dessen Staatsbürger ich erst später geworden bin, sich für mich einsetzt, und der Staat, dessen Staatsbürger ich seit meiner Geburt bin, mich so fertigmachen will, war, sagen wir: interessant. Auch interessant war zu sehen, dass die Bundesregierung nicht immer einen Plan hat und sehr viel von Zufällen abhängt. Aber unterwürfig bin ich nicht. Ich habe sie vor dem Knast kritisiert, etwa beim Flüchtlingsabkommen mit der Türkei, und werde es auch nach dem Knast tun.

ZEIT: Wie schaust du darüber hinaus auf Deutschland? Du lebst seit 2015 das erste Mal wieder hier.

Yücel: Der Alltag irritiert mich nicht – bis auf die E-Roller vielleicht. Aber mir fällt es schwer, eine klare Meinung in den Debatten zu entwickeln, selbst bei Themen, die immer meine waren. Ist vermutlich auch nur eine Frage der Übung.

ZEIT: Fast zwei Jahre lang warst du selbst Gegenstand der Berichterstattung. Nun wolltest du nach Dresden, für einen Rollenwechsel. Du solltest für die Zeit der Wahlen in Ostdeutschland von dort berichten. Warum bist du nun hier?

Yücel: Die Idee war gut, es war meine. Ich war schon in Dresden. Aber es war einfach zu früh, zu viel auf einmal.

ZEIT: Dein Arbeitgeber, die *Welt* , hat dich also erst mal freigestellt?

(Yücel schüttelt den Kopf)

ZEIT: Du bist weiter angestellt?

Er nickt.

ZEIT: Und du warst es auch im Knast?

(er nickt; und lacht)

Yücel: Ja, ich habe für Rumsitzen im Knast mein volles Gehalt bezogen.

ZEIT: Du hast doch nicht rumgesessen, du hast Artikel geschrieben.

Yücel: Stimmt. Aber ich hab dann so was gesagt wie: »Ihr bekommt 20.000 Zeichen. Wird super. Macht mal Platz!« Haben sie gemacht. Aber nicht bloß darum war meine Redaktion wirklich großartig, allen voran mein Chefredakteur Ulf Poschardt und mein Kollege Daniel-Dylan Böhmer, der am nächsten an mir dran war.

ZEIT: Am 16. Februar 2018 bist du aus der Untersuchungshaft entlassen worden, warum genau es ein Jahr bis zur Anklageschrift gedauert hat, kann bis heute keiner sagen. Aber noch rechtzeitig, um dich von deinem Vater zu verabschieden.

Yücel: Ich hatte im Knast erfahren, dass er unheilbar krank ist, ein Lungenkarzinom. Es war furchtbar, in dem Moment eingesperrt zu sein. Neben der Angst, ihn nicht mehr wiederzusehen, überrollte mich ein weiteres Gefühl: Reue. Ich wollte immer mit ihm in sein mazedonisches Dorf fahren. Das ging nun nicht mehr. Immerhin haben wir uns noch gesehen.

ZEIT: Würdest du sagen, du hast heute deine Prioritäten geändert?

Yücel: »Jetzt weiß ich, was wichtig ist im Leben«, ich glaube nicht an so Sätze. Denn das hieße, den Knast als Besserungsanstalt zu akzeptieren. Dennoch hat mich die Knasterfahrung mehr verändert, als ich zunächst gedacht hätte – obwohl es letztlich nur ein Jahr war.

ZEIT: Hast du eine Therapie gemacht?

Yücel: Dazu möchte ich nichts sagen. Freiheit ist auch das Recht auf Intimität.

ZEIT: Glaubst du, dass Schreiben Therapie sein kann?

Yücel: Ich weiß es. Das Buch zu schreiben hat mir enorm geholfen. Etwas ist in dir, das du auslagerst, indem du es zum Gegenstand machst. Es ist eine Form der Entfremdung.

ZEIT: Aber auch eine Form der Selbstermächtigung, oder? Aus der Ohnmacht wieder die Kontrolle über das Erlebte gewinnen?

Yücel: Bestimmt. Aber das Gefühl von Ohnmacht hatte ich so nie. Ich war nie allein. Ich fühlte mich nie schutzlos ausgeliefert – außer in diesem einen Moment in der Zelle.

ZEIT: Was hast du aus deiner Zelle mitgenommen?

Yücel: Ziemlich viel Papier. Notizen. Unterlagen. Ich hatte schon angefangen, an meiner Verteidigungsschrift zu arbeiten. Und dann haben sie mir noch mal einen Haufen Zeitungen und Bücher mitgegeben, die mir vorher nicht zugestellt worden waren. Ein paar Souvenirs aus meiner Zelle habe ich auch mitgenommen. Die Colaflasche mit den Wäscheklammern, meine Kaffeetasse, so was. Das habe ich aber alles verschenkt.

ZEIT: Du hast nach deiner Freilassung gesagt: »Ich habe meine Wut im Knast gelassen.« Ein schöner Satz. Aber stimmt er auch?

Yücel: Er stimmte für den Moment, als ich rauskam. Aber irgendwann kam die Wut zurück. Und auch die Angst, die ich nicht zugelassen hatte.

ZEIT: Zurück in Berlin, habt ihr, Dilek und du, dann doch groß Hochzeit gefeiert.

Yücel: Alle Kollegen waren da, alle Freunde. Wie toll ist das, dachte ich, mit allen zusammen zu sein, mit allen zu feiern. Da wurde ich dann doch emotional. Aber sonst? Man gewöhnt sich schnell an die Abläufe im Knast und schnell auch wieder daran, draußen zu sein. Man gewöhnt sich schnell an die Freiheit.

Herr Leyendecker, haben Sie einen Informanten erfunden und damit eine Staatsaffäre ausgelöst?

1993 berichtete der »Spiegel« über eine vermeintliche »Hinrichtung« des RAF-Terroristen Wolfgang Grams durch Polizisten. Der verantwortliche Reporter: Hans Leyendecker. Ein Gespräch über seine geheime Quelle, einen anonymen Anrufer und Fehler im Journalismus

Von Holger Stark und Heinrich Wefing, DIE ZEIT, 16.01.2020

DIE ZEIT: Herr Leyendecker, träumen Sie manchmal noch von der *Spiegel*-Titelgeschichte »Der Todesschuß«? In dem Artikel haben Sie 1993 unter Berufung auf einen nicht namentlich genannten Polizeibeamten behauptet, das RAF-Mitglied Wolfgang Grams sei in Bad Kleinen von Beamten hingerichtet worden, der damalige Bundesinnenminister trat daraufhin zurück, der Generalbundesanwalt wurde abberufen. Später hat sich die Geschichte als falsch herausgestellt.

Hans Leyendecker: Der *Spiegel* hat nie behauptet, dass Grams von einem Beamten hingerichtet worden sei, sondern einen Beamten zitiert, der das gesagt hatte. Auch eine Zeugin hatte bei einer Vernehmung Ähnliches erklärt. Und die These einer Hinrichtung war in der Titelgeschichte nur eine von mehreren Möglichkeiten. Aber es stimmt, dass ich viele Jahre von Bad Kleinen geträumt habe. Die Theorie von der Hinrichtung hat sich als falsch herausgestellt. Dieses Ergebnis kam nach monatelangen Ermittlungen zustande. Seit 26 Jahren entschuldige ich mich dafür, in dem Fall die Glaubwürdigkeit eines Zeugen falsch eingeschätzt zu haben. Und glaubte, nun sei es endlich vorbei. Aber jetzt kommt diese Geschichte von hinten.

ZEIT: Mit »dieser Geschichte« meinen Sie die Aufforderung des damaligen Generalbundesanwalts Alexander von Stahl an den *Spiegel,* Ihren Artikel im Kontext der Affäre um den Fälscher Claas Relotius nochmals aufzuarbeiten.

Leyendecker: »Von hinten« meint auch, was der *Spiegel* mit so einer Aufforderung macht. Das Blatt, für das ich fast zwanzig Jahre gearbeitet habe, tritt, wenn man die Debatte verfolgt, etwas los, was sich auch gegen den *Spiegel* richtet. Das ist schon eine Meisterleistung. Verleumder und Intriganten bekommen damit eine Plattform. Ich habe das anfangs nicht für möglich gehalten. Im Herbst hatte ich einen schweren Herzinfarkt und habe dem *Spiegel* zunächst geschrieben, dass Bad Kleinen für mich erledigt sei. Aber dann kamen Anwürfe, die absurd sind, auch üble Nachrede von ehemaligen Kollegen. Und jetzt träume ich wieder von Bad Kleinen.

ZEIT: Nicht nur von Stahl hat sich jetzt geäußert, sondern auch der Bruder des damals von Grams erschossenen GSG-9-Beamten Michael Newrzella. Das Trauma von Bad Kleinen sitzt offenbar bis heute auf allen Seiten tief.

Leyendecker: Das verstehe ich sofort. Der Einsatz war ja in vielerlei Hinsicht ein Fiasko – von der Durchführung vor Ort über die vielen Ermittlungspannen, das Informationschaos, die ungenügenden Spurensicherungen. »Sehr viel mehr konnte nicht schieflaufen«, hat mal ein ehemaliger Abteilungsleiter des Bundeskriminalamts über Bad Kleinen gesagt. Dieses Desaster allein hätte schon eine Titelgeschichte gerechtfertigt. Und ich trug und trage schwer an meinem Informanten. Vor einiger Zeit bin ich bei einem Empfang dem heutigen Kommandeur der GSG 9 begegnet und habe mit ihm gesprochen. Er sagte: »Herr Leyendecker, wir reden jeden Tag über Sie.« Das ist mein Bad Kleinen.

ZEIT: Lassen Sie uns noch einmal in die damalige Zeit zurückreisen. Am 27. Juni 1993, einem Sonntag, bereitet die GSG 9 zusammen mit dem Bundeskriminalamt (BKA) die Festnahme der RAF-Mitglieder Wolfgang Grams und Birgit Hogefeld vor. Doch der Einsatz in Bad Kleinen verläuft nicht wie geplant. Hogefeld wird widerstandslos festgenommen, aber zwischen Grams und den Beamten kommt es zur Schießerei. Am Ende liegt Grams tot auf den Gleisen, gestorben durch einen Kopfschuss.

Leyendecker: Die RAF und das BKA waren eigentlich nicht mein Gebiet. Aber ich hatte einige frische Enthüllungen für den *Spiegel* hinter mir, meine Neugierde war geweckt. Also nahm ich am Tag danach, dem Montag, Verbindung zu einem Kontaktmann auf.

ZEIT: Wer war das?

Leyendecker: Ein mir gut und lange bekannter Informant. Ich fragte ihn, ob es eine Möglichkeit gebe, mit jemandem zu reden, der am Einsatz beteiligt war.

ZEIT: Ihr Bekannter vermittelte also einen Kontakt zu einer Quelle.

Leyendecker: Ja. Wir haben uns am Dienstag getroffen, zwei Tage nach der Schießerei.

ZEIT: Können Sie sicher sagen, dass Ihre Quelle bei dem Einsatz in Bad Kleinen vor Ort war?

Leyendecker: Ja. Die Quelle war in Bad Kleinen dabei, das ist zweifelsfrei.

ZEIT: Wo fand das Treffen statt?

Leyendecker: *(lange Pause)* Das sind Quellenfragen, die ich nicht beantworten werde.

ZEIT: In einer Stellungnahme gegenüber dem *Spiegel* haben Sie angegeben, Ihre Quelle sei Mitglied des Spezialkommandos vor Ort gewesen.

Leyendecker: Habe ich das so geschrieben?

ZEIT: Ja.

Leyendecker: Und, hilft das jetzt bei der Spurensuche weiter? Das Kommando setzte sich aus Leuten der GSG 9 und des Bundeskriminalamts zusammen. Mehr als fünfzig Beamte waren in Bad Kleinen dabei.

ZEIT: Das ist wichtig, weil es um die Frage geht, wie nah Ihre Quelle an dem Geschehen war. Laut Ihrer Darstellung haben Sie Ihren Bekannten gefragt, ob er Ihnen »Kontakt zu einem Mitglied des Spezialkommandos verschaffen könne«. Und: »Dieser Kontakt kam dann mit einigen Schwierigkeiten zustande.«

Leyendecker: Schwierig war es in der Tat. Aber Journalisten haben ihre Quellen zu schützen, deshalb kann ich keine weiteren Details offenlegen. Was immer den Beamten bewogen hat, das zu sagen, was er mir gesagt hat: Er kann es, davon bin ich heute überzeugt, nicht aus unmittelbarer Nähe gesehen haben. Das wusste ich damals aber nicht.

ZEIT: Ihre Quelle selbst hat die Schießerei nicht gesehen?

Leyendecker: Er war bei der Schießerei vor Ort, aber kann den genauen Ablauf nicht gesehen haben. Das habe ich später gelernt. Er hat, wie aber erst im Lauf der langen Ermittlungen einer Sonderkommission deutlich wurde, einige Dinge falsch beschrieben.

ZEIT: Was erzählte Ihnen die Quelle bei Ihrem Treffen?

Leyendecker: Er sagte, dass Grams erschossen worden sei, von einem Beamten der GSG 9, aus maximal fünf Zentimetern Abstand.

ZEIT: War bei diesem Treffen noch jemand dabei?

Leyendecker: Es war kein *Spiegel*- Kollege dabei.

ZEIT: Aber jemand Drittes? Zum Beispiel Ihr Bekannter, der den Kontakt zur Quelle hergestellt hatte?

Leyendecker: *(zögert lange)* Der war dabei, ja.

ZEIT: Kannten Sie zu dem Zeitpunkt den Namen der Quelle?

Leyendecker: Ja. Ich hatte die Quelle vorher noch nie gesehen, wusste aber, mit wem ich es zu tun hatte.

ZEIT: Gibt es von dem Gespräch einen Mitschnitt oder zumindest Notizen?

Leyendecker: Nein, das wäre auch sofort vernichtet worden. Und später habe ich auch alles geschreddert, was Bad Kleinen betrifft. Richtig ist, dass ich zunächst mit niemandem in der Redaktion darüber gesprochen habe. Ich war, das ist jedenfalls meine Erinnerung nach 26 Jahren, auch nicht gleich elektrisiert.

ZEIT: Wie bitte? Sie waren nicht elektrisiert? Bei einer angeblichen Exekution?

Leyendecker: Unser Gespräch erinnert mich, Pardon, an einen Satz von Karl Kraus. Journalisten seien Leute, die nachher alles vorher gewusst hätten, hat der mal gesagt. Was wir hier gerade machen, erlebe ich übrigens im Zusammenhang mit Bad Kleinen seit einem Vierteljahrhundert. Ich will erklären und werde, so empfinde ich das jedenfalls, vernommen. Ich sage, dass ich die Verlässlichkeit eines Informanten falsch eingeschätzt habe, entschuldige mich dafür, und das bietet dann Anlass für neue Fragen.

ZEIT: Wir bitten um Nachsicht, aber das ist die Aufgabe von Journalisten.

Leyendecker: So muss es wohl auch sein. Ein Dilemma war auf jeden Fall, dass man vieles nicht sofort verifizieren konnte. Ich hatte an diesem Dienstag sicherlich das Gefühl, man muss mehr recherchieren, muss mehr wissen.

ZEIT: Sie sagten keinem Ihrer Kollegen Bescheid?

Leyendecker: Nicht dem Ressortleiter, nicht dem Bonner Büro, nicht dem Düsseldorfer Büro. Ich habe nur einen einzigen Menschen informiert, dem ich immer voll und ganz vertraut habe, das war der damalige *Spiegel*- Chefredakteur Hans Werner Kilz, der in Hamburg die Geschäfte führte. Wir haben in der Woche häufiger telefoniert. Am Mittwoch, dem Tag nach meinem Treffen mit der Quelle, gab es dann eine Sondersitzung des Rechts- und Innenausschusses des Bundestags, nach der mir Abgeordnete sagten: Irgendwas stimmt da nicht.

ZEIT: Zum damaligen Zeitpunkt hatten die Behörden den Abgeordneten vorenthalten, dass sie durch einen V-Mann an die RAF-Kommandoebene gekommen waren, hinzu kamen sich widersprechende Aussagen, ob die RAF-Frau Birgit Hogefeld ebenfalls geschossen hatte.

Leyendecker: Da kam noch mehr hinzu. Es gab unvorstellbare Pannen. Und Parlament und Öffentlichkeit wurden, wie es in einem Zwischenbericht der Regierung aus dem Jahr 1993 heißt, »unvollständig und teilweise unzutreffend« informiert. Noch mal: Wir reden hier über die fragliche Woche vor Erscheinen der Titelgeschichte. Die ermittelnde Staatsanwaltschaft in Schwerin hat damals die These von einer möglichen Hinrichtung sehr ernst genommen. Am Freitag jener Woche – also vor Erscheinen der Titelgeschichte – sprach ein Strafverfolger mit einem Beamten des BKA über

Ausuferungen des Falls, und ihm wurde gesagt, darüber könne man jetzt nicht mit ihm reden, weil das ein Geheimnis sei.

ZEIT: Spätestens jetzt müssten Sie doch im Lichte der Informationen Ihrer Quelle, die aussagte, Grams sei von einem Beamtenkollegen erschossen worden, höchst alarmiert gewesen sein.

Leyendecker: Ich habe dem Chefredakteur jedenfalls erklärt, was bisher der Stand der Recherche ist. Er sagte, das müssen wir sorgfältig abwägen, und schlug vor, selber mit der Quelle zu reden.

ZEIT: Der damalige *Spiegel*- Chefredakteur hat selber mit dem Polizeibeamten, der in Bad Kleinen vor Ort war und Ihnen gegenüber von einer Erschießung Grams' berichtet hatte, gesprochen? **Leyendecker:** Ja, am Telefon, ich glaube, am Donnerstag, lange bevor der *Spiegel* in Druck ging. Vormittags habe ich mit der Quelle telefoniert, später dann Kilz. So ist jedenfalls meine Erinnerung.

ZEIT: Gibt es darüber Bänder, Aufzeichnungen?

Leyendecker: Nein. Normalerweise zeichne ich Gespräche nicht auf.

ZEIT: Und an diesem Donnerstag wiederholte die Quelle die Schilderung?

Leyendecker: Ich habe über dieses Gespräch noch nie gesprochen. Es war auch in Teilen sehr privat.

ZEIT: In Bad Kleinen sind Privates und Politisches untrennbar miteinander verschmolzen. Worum genau ging es?

Leyendecker: Gut, es ging um Folgendes: Die Quelle hatte mir bei dem ersten Treffen zwei Botschaften mitgegeben. Das eine war: Recherchieren Sie mal gründlich, und das Zweite war: Mich hat es nie gegeben. Darüber haben wir uns dann noch mal unterhalten. Ich habe ihm gesagt, ich wäre ihm dankbar, wenn ich in einem Artikel sagen dürfte, dass ich mit einem Beamten gesprochen hätte, der am Einsatz beteiligt war. Nach einigem Zögern hat er das erlaubt, aber dringend verlangt, dass seine Identität geschützt würde. Das habe ich ihm damals versprochen, und daran halte ich mich auch heute.

ZEIT: Hat der Chefredakteur Kilz von dem Informanten die Schilderung einer angeblichen Exekution gehört?

Leyendecker: Vermutlich wollte er sich einen eigenen Eindruck von der Glaubwürdigkeit des Zeugen verschaffen. Vor allem wollte er von dem Informanten eine eidesstattliche Versicherung, in der dieser seine Schilderung bestätigte, die man später vor Gericht hätte vorlegen können. Die eidesstattliche Versicherung hat die Quelle aus persönlichen Gründen nicht geben wollen. Die Chefredaktion hat auch noch andere Gesprächspartner gehabt. Mitrecherchiert hat sie nicht. Das war auch nicht ihr Job. Aber aus »Die Hinrichtung« als Schlagzeile wurde auf dem Titelbild »Der Todesschuß« – und den gab es ja.

ZEIT: Nach unserem Kenntnisstand ist Kilz im Laufe des Donnerstagabends zum zweiten *Spiegel*- Chefredakteur Wolfgang Kaden ins Zimmer gekommen und hat ihm von dem Telefonat mit der Quelle berichtet.

Leyendecker: Er hat Kaden über meine Recherchen und den Informanten informiert. Und dann kam bekanntlich eine Vorabmeldung des ARD-Magazins *Monitor* ...

ZEIT: ... in der eine Kioskbesitzerin zitiert wird, die gesehen haben will, wie Grams erschossen wurde.

Leyendecker: Ja. Das ist die anfangs erwähnte Zeugin, die am Tag des Desasters diese Aussage gegenüber Ermittlern gemacht hatte. Ihre Aussage wurde Tage später dem Parlament ebenso vorenthalten wie die Feststellung, dass Grams durch einen aufgesetzten Schuss starb. Daraus ist dann in Medien die *»Monitor*-Zeugin« geworden.

ZEIT: Und dann klingelt fast zeitgleich am Donnerstag bei Ihnen im Düsseldorfer Büro das Telefon?

Leyendecker: Ich weiß nicht mehr, wann, das muss am späten Nachmittag oder Abend gewesen sein, und es war ein Mensch am Apparat, der sich, so jedenfalls meine Erinnerung, nicht namentlich, aber als Grenzschutzbeamter vorstellte und erklärte, wie das angeblich in Bad Kleinen gewesen sein sollte. Teilweise war das ungereimtes Zeug, zum Teil aber auch Sachen, die stimmen konnten. Und es gibt Passagen, in

denen er fast wortgleich das sagte, was mir auch die Quelle gesagt hatte. Dieses Gespräch habe ich mit seinem Einverständnis mitgeschnitten und später abschreiben lassen.

ZEIT: Sie fühlten sich bestätigt?

Leyendecker: Der Anonymus war aus meiner Sicht kein Informant. Aber er befreite mich endgültig von einem Problem, nämlich der ursprünglichen Forderung meiner Quelle, niemandem gegenüber von deren Existenz zu berichten.

ZEIT: Der Anonymus wurde *Spiegel*- intern gewissermaßen zur Quelle, damit Ihre eigentliche Quelle unsichtbar bleiben konnte?

Leyendecker: Ja, so ungefähr. Einem Co-Autor der Titelgeschichte habe ich den Mitschnitt des anonymen Anrufers sogar in Teilen vorgespielt, ihm aber nicht von meiner Quelle erzählt.

ZEIT: Was für ein Misstrauen gegenüber den eigenen Kollegen!

Leyendecker: Für mich war das eine essenzielle Quellenschutzfrage. Das ist wie bei Familiengeschichten: Das, was du vertraulich erzählst, ist sofort draußen. Das habe ich früh beim *Spiegel* gelernt; Anfang der Achtzigerjahre während der Flick-Recherche. Weil ich viel vertrauliches Material hatte, wurde ich in die Chefredaktion gebeten und aufgefordert, den Namen meines Informanten preiszugeben. Stunden später haben mir Kollegen in der Kantine ins Gesicht gesagt, wer mein Informant war. Das war für mich ein Schreckenserlebnis. Das war nicht die Regel, aber es ist vorgekommen.

ZEIT: Am Samstag, vor dem Erscheinen der Titelgeschichte, sind Sie bereits zu Ulrich Wickert in die *Tagesthemen* gegangen. Dort haben Sie unter anderem gesagt, ein ganzes Team von *Spiegel*- Kollegen habe die Glaubwürdigkeit Ihrer Quelle überprüft. Uns haben Sie eben gesagt, es wusste keiner außer Kilz Bescheid. Wie passt das zusammen?

Leyendecker: Habe ich wirklich Uli Wickert gegenüber von einem Team gesprochen?

ZEIT: Ja.

Leyendecker: Diese Aussage war dann ebenso wenig korrekt wie die Behauptung von GSG-9-Leuten, dass sie in Bad Kleinen wie nach Lehrbuch geschossen hätten. Es war eine wilde Ballerei, und als die Kugeln flogen, haben sich die Beamten auf den Boden geworfen. Und ich habe gewöhnlich im Team gearbeitet.

ZEIT: Die öffentlichen Zweifel, ob es wirklich eine Quelle gegeben hat, kursieren bis heute. Der ehemalige Generalbundesanwalt Alexander von Stahl, mit dem wir gesprochen haben, sagt, er sei überzeugt, Sie hätten nie eine Ihnen namentlich bekannte Quelle außer dem anonymen Anrufer gehabt. Auch einige ehemalige *Spiegel*- Kollegen glauben Ihnen nicht.

Leyendecker: Da sind bei Ex-Kollegen viele Bösartigkeiten im Spiel, manchem geht es auch um späte Rache. Und Herr von Stahl kennt unsere Recherchen überhaupt nicht.

ZEIT: Die Situation hätte sich relativ leicht lösen lassen, indem der Chefredakteur Kilz öffentlich aussagt, dass er ebenfalls mit der Quelle gesprochen hat. Damit hätten Sie zwar nicht den Vorwurf entkräften können, dass Sie eine falsche Version von Grams' Tod in die Welt gesetzt haben. Aber zumindest der Vorwurf, Sie hätten dafür keine Quelle gehabt, wäre in sich zusammengefallen. Warum hat Kilz geschwiegen?

Leyendecker: Welcher verantwortliche Journalist redet denn über Quellen? Wir beide wussten, dass es die Quelle gab, und was Verleumder in all den Jahren danach behaupteten, hat mich weniger gepackt als die unsägliche *Spiegel*- Aufarbeitung heute. Noch mal: Die Titelgeschichte über Bad Kleinen war angesichts des damaligen Tohuwabohu nach journalistischen Kriterien gerechtfertigt. Und ich habe die Belastbarkeit und vor allem die Verlässlichkeit einer Quelle, die ich getroffen hatte, falsch eingeschätzt. Dafür habe ich mich entschuldigt.

ZEIT: Nach Erscheinen des *Spiegel*- Artikels sah es aus, als schlitterte die Republik in eine Staatskrise, der damalige Bundesinnenminister Rudolf Seiters trat zurück. Doch dann wendete sich der Informationsstand, relativ schnell wurde klar, dass sich Grams selber erschossen hat. Haben Sie nach Erscheinen des Artikels noch mal mit Ihrer Quelle gesprochen?

Leyendecker: Ja, in der Woche drauf. Da hat mich die Quelle am Telefon beschimpft.

ZEIT: Warum?

Leyendecker: Aus Sicht der Quelle, die sich selbst und die Institutionen des Staates schützen wollte, war das keine gute Geschichte.

ZEIT: Später finden Sie in den Akten die Aussage Ihrer Quelle gegenüber der Staatsanwaltschaft. Was sagte Ihre Quelle dort?

Leyendecker: Das ist wieder so eine heikle Quellenfrage. Er sagte jedenfalls auf keine Weise das, was er mir gesagt hat. Er sprach nicht von einer »Art Exekution« oder einer Hinrichtung. Ich hatte vorher mit Staatsanwälten darüber diskutiert, wie der Quellenschutz gewährleistet werden und sich die Staatsanwaltschaft gleichzeitig selbst ein Bild von seinen Aussagen machen könnte. So gab es beispielsweise die Idee, einen Priester einzuschalten, der diesen Beamten aufsuchen würde. Mein Kontaktmann, der die Anfrage weitergeleitet hatte, teilte mir mit, dass der Beamte dazu nicht bereit sei. Und ich habe dagestanden, und auf einmal war alles weg, was ihn betraf.

ZEIT: Wie kommt es, dass jemand zwei so radikal unterschiedliche Versionen erzählt?

Leyendecker: Er war ein Mensch, der, glaube ich, völlig verstört war von dem, was er meint, mitbekommen zu haben. Inwieweit er Gehörtes und Gesehenes miteinander vermengt hat, weiß ich bis heute nicht, aber er vermengte irgendwas. Das ist aber nicht nur ihm so in Bad Kleinen gegangen. Nicht wenige der Beamten haben sich in wichtigen Details falsch erinnert.

ZEIT: Hat der Beamte Sie angelogen?

Leyendecker: Ich bin mir ziemlich sicher, dass die Quelle nicht gelogen hat. Franz Josef Strauß hat einmal gesagt: »Lüge heißt, in Kenntnis der Wahrheit – also bewusst – die Unwahrheit sagen.« Und Strauß kannte sich da aus. Zeugen aber sagen häufig Falsches, obwohl sie sich sicher sind, dass sie die Wahrheit sagen. Ich glaube, so ist es auch bei dieser Quelle gewesen.

ZEIT: Das muss Sie doch Tag und Nacht bewegt haben. Haben Sie später versucht, noch mal mit der Quelle zu reden?

Leyendecker: Nein.

ZEIT: Warum nicht?

Leyendecker: Ich habe irgendwann begriffen, dass der mit mir nichts mehr zu tun haben wollte. Und das respektiere ich. Natürlich war ich manchmal auch wütend auf ihn, aber ich war noch wütender auf mich. Ich habe geschrieben, was ich geschrieben habe, also muss ich auch mit all dem, was dann an Unsäglichem, an Dummem, an Falschem leben, was jetzt kommt. »Bring Dich doch um«, schreiben mir Leute im Netz, »Du Märchenerzähler«, »Du Lügner«. »Warum hast Du 26 Jahre geschwiegen?« Der Mob ist unterwegs. Mit dem Wissen von heute würde man diese Titelgeschichte natürlich nie so machen, aber damals war es gerechtfertigt, sie zu machen.

ZEIT: Sie rechtfertigen die Berichterstattung? Sie haben später selber zugegeben, ein unbefangener Leser müsse »davon ausgehen, dass wir eigentlich sagen wollen: Der Grams ist hingerichtet worden«.

Leyendecker: Ich war ja auch zutiefst davon überzeugt. Und dennoch hatten wir auch die anderen Versionen für Bad Kleinen in der Geschichte. Wir hatten mit dem Informanten und der Kioskfrau zwei Quellen, und auch ein Gutachten sprach anfangs für die Version einer Hinrichtung – und dennoch war es am Ende nicht die Wahrheit.

ZEIT: Haben Sie sich später bei Rudolf Seiters oder bei Alexander von Stahl entschuldigt?

Leyendecker: Ich habe mich vor allem bei Ulrich Wegener entschuldigt, dem Gründer der GSG 9. Seiters ist für mich ein Ehrenmann, und wenn ich es richtig verstanden habe, ist er nur bedingt wegen der *Spiegel*- Geschichte zurückgetreten. Er ist zurückgetreten, weil es Unklarheiten gab, von denen er überzeugt war, dass man sie monatelang nicht würde klären können.

ZEIT: Seiters sagte: »Die Vorstellung, so lange in der Öffentlichkeit zu stehen und die Vorwürfe nicht entkräften zu können, war für mich nicht akzeptabel.« Das bezog sich auf *Spiegel* und *Monitor*.

Leyendecker: Ja, aber das Besondere an Seiters lag aus meiner Sicht darin, dass er Verantwortung auf eine Weise übernahm, wie sie in dieser Republik völlig ungewöhnlich ist. Ich habe ja nachher auch mit Manfred Kanther zu tun gehabt, der Seiters als Innenminister nachfolgte. Kanther sagte zu mir bei einem Empfang: »Einem solchen Mann wie Ihnen gebe ich nicht die Hand.« Das ist derselbe Kanther, der mal Generalsekretär der hessischen CDU war und 1983 geholfen hatte, Gelder der Partei zu verstecken, und von einem Gericht deshalb wegen Untreue verurteilt wurde. Er halte es für »abwegig«, hat Kanther 2005 gesagt, 22 Jahre danach für einen Vorgang kriminalisiert zu werden. Menschen gehen mit ihren Fehlgriffen offenbar unterschiedlich um.

ZEIT: Helmut Kohl hat Sie in seinen Memoiren als »Manipulator« bezeichnet und behauptet, Sie hätten die Vorwürfe »frei erfunden«.

Leyendecker: Kohl und mich verband eine lange und durch die Parteispendenaffäre belastete Beziehung. Dass Leute wie Kohl und Kanther mich beschimpften, spiegelt auch, vorsichtig gesagt, eine gewisse Selbstgerechtigkeit wider. Dennoch schätze ich die Lebensleistung von Helmut Kohl sehr.

ZEIT: Haben Sie sich bei Alexander von Stahl entschuldigt?

Leyendecker: Es tut mir leid, dass er zurückgetreten wurde. Aber von Stahl hatte Probleme ohne Ende mit dem Justizministerium, die Ministerin hatte vermutlich einen guten Weg gesucht, sich von ihm zu trennen. Und das war ein Weg. Die damalige Ministerin sei offenbar »froh« gewesen, »jemanden loszuwerden, der seinen eigenen Kopf hatte«, hat von Stahl mal gesagt. Er war das klassische Bauernopfer.

ZEIT: Der *Spiegel* ist von Stahls Bitte nachgekommen, die Berichterstattung über Bad Kleinen nochmals zu untersuchen, durch die gleiche Kommission, die auch die Affäre um den Fälscher Claas Relotius untersucht hat.

Leyendecker: Bei Relotius geht es um Betrug, Fälschung, Vorsatz. Bei mir ist es weder Betrug noch Fälschung, noch Vorsatz. Die beiden Fälle gleichzusetzen ist

eine Unverschämtheit. Hier spielt eine Mischung aus Naivität, Gemeinheit und Unbeholfenheit eine große Rolle. Statt einen Fall zu prüfen, der 26 Jahre zurückliegt, würde ich eher die Berichterstattung im Fall des ehemaligen Bundespräsidenten Christian Wulff untersuchen. Da liegt das Fiasko nicht nur zeitlich näher. Welche der an der Hetzjagd beteiligten Medien haben sich bei ihm entschuldigt?

ZEIT: Die Kommission beim *Spiegel* hat unter anderem das Transkript Ihres Gesprächs mit dem Anonymus im Archiv wiederentdeckt. Nun, nachdem das Transkript aufgetaucht ist, haben Sie zum ersten Mal öffentlich über das Gespräch mit dem Anonymus berichtet. In 26 Jahren Reden über Bad Kleinen haben Sie dieses Gespräch vorher nie öffentlich erwähnt, mit keiner Silbe.

Leyendecker: Stimmt.

ZEIT: Warum?

Leyendecker: Weil das Gespräch mit diesem Anonymus keine Quelle war. Das ist das eine. Das Zweite ist, dass ich meine zu wissen, wie die journalistische Branche tickt. Hätte ich von einer Quelle gesprochen, deren Identität ich nicht kenne, wäre dem *Spiegel* daraus ein Strick gedreht worden. Dann wird behauptet: Er hatte nur diese anonyme Quelle.

ZEIT: Wie würden Sie reagieren, wenn Ihnen ein Informant 26 Jahre lang eine Geschichte erzählt, und dann kommen Sie mit einem Dokument an, das vorher nie erwähnt wurde, und daraufhin ändert er seine Geschichte?

Leyendecker: Das würde ja nur dann eine Rolle spielen, wenn der Anrufer tatsächlich für mich eine Quelle gewesen wäre. War er nicht.

ZEIT: Warum sind Sie damals nicht gefeuert worden?

Leyendecker: Weil ich 14 halbwegs erfolgreiche Jahre *Spiegel* auf dem Buckel hatte und weil die Geschichte, wenn man ruhig draufguckt, aus der damaligen Woche heraus gerechtfertigt und verantwortbar war. Für einen Rauswurf bestand kein Anlass. Aus dem Fall Bad Kleinen habe ich viel gelernt. Unter anderem ist die Überzeugung gewachsen, dass Journalisten trotz allem über ihre Fehler reden müssen – auch wenn es wehtut.

ZEIT: Wie weitreichend gilt für Sie Quellenschutz?

Leyendecker: Absolut!

ZEIT: Die Namen Ihres Bekannten und der Quelle nehmen Sie mit ins Grab?

Leyendecker: Ja.

Die Fragen stellten Holger Stark und Heinrich Wefing

Was geschah in Bad Kleinen?

Der Fall

Am 27. Juni 1993 stürmt ein Polizeitrupp aus GSG-9- und BKA-Beamten eine Tunnelunterführung am Bahnhof Bad Kleinen, einer Gemeinde zwischen Schwerin und Wismar in Mecklenburg-Vorpommern. Die Beamten sollen dort die RAF-Mitglieder Birgit Hogefeld und Wolfgang Grams festnehmen. Hogefeld wird im Bahnhofstunnel überwältigt, Grams jedoch flüchtet auf den Bahnsteig, zieht seine Waffe und schießt auf seine Verfolger. Diese schießen zurück. Der Polizist Michael Newrzella wird von vier Kugeln getroffen und stirbt. Grams stürzt auf die Gleise und stirbt am Tatort.

Der Verdacht

Am 5. Juli 1993 titelt der *Spiegel:* »Der Todesschuß. Versagen der Terrorfahnder«. Der Autor Hans Leyendecker berichtet von einer vermeintlichen »Exekution« Grams' durch die Polizei und beruft sich dabei auf einen anonymen Beamten, der am Tatort gewesen sei. Der Innenminister Rudolf Seiters (CDU) tritt nach der Veröffentlichung zurück, Generalbundesanwalt Alexander von Stahl wird entlassen. Als die Staatsanwaltschaft später den Suizid Grams' feststellt, kommen Zweifel auf, ob Leyendecker je in Kontakt mit dem angeblichen Informanten stand. Nun prüft die »Relotius-Kommission« des *Spiegels* die damalige Berichterstattung.

Der Journalist

Hans Leyendecker wechselte 1997 vom *Spiegel* zur *Süddeutschen Zeitung.* 2016 wurde er pensioniert. Er war Präsident des Evangelischen Kirchentages 2019.

„Wofür ackern, ich bin doch ein Genie!“

Als eine der besten Pokerspielerinnen der Welt zeigt sie Gegnern nie den Hals. Liv Boeree über Astrophysik, Wahrscheinlichkeiten und Hollywoods Hinterzimmer

Von Susanne Kippenberger und Julia Prosinger, Der Tagesspiegel, 17.05.2020

Frau Boeree, jetzt, so heißt es immer wieder, ist die Zeit etwas Neues zu lernen: ein Instrument, eine Sprache. Sie sind eine der erfolgreichsten Pokerspielerinnen aller Zeiten. Sollten wir anfangen, zu pokern?

Unbedingt. Man übt rationales Denken, gerade in Bezug auf Entscheidungen, muss versuchen, die Zukunft vorherzusagen: Wird mein Gegner bluffen? Man lernt auch, die Lage einzuschätzen. Bin ich zu 60 Prozent sicher, dass mein Gegner einen Fehler begeht, oder zu 80 Prozent? Entsprechend handelt man dann. Wer oft genug spielt, wird ein ziemlich gutes Gespür für solche Wahrscheinlichkeiten bekommen. Außerdem ist es gesellig. Selbst beim Social Distancing kann man über Zoom spielen.

Ihr deutscher Kollege Jan Heitmann sagt, Poker sei ein gutes Manager-Training. Was lernen CEOs da?

Auch Business ist ein Spiel, bei dem man in einer komplexen Situation schwerwiegende Entscheidungen treffen, in die Zukunft denken, Erwartungen bewerten muss. Selbst die Verhandlungssituation kann sich ähneln. Allerdings gibt es einen entscheidenden Unterschied: Poker ist ein Nullsummenspiel. Der eine gewinnt, was der andere verliert. Es gibt keinen Mehrwert.

Wie lange braucht ein Anfänger, um das Spiel zu begreifen?

Für eine Partie „Texas Hold’em“, die populärste Art, zwei Stunden einlesen, die Rangordnung lernen: Was ist ein Flush? Was ein Straight? Was ein Full House? Sie wären nicht gut, aber Sie würden verstehen, worum es in dem Spiel geht.

Nämlich?

Sie wollen möglichst viele Chips gewinnen. Dabei geht es nicht nur darum, wer die besten Karten hat – das Bluffen spielt eine wichtige Rolle. Wenn Sie Ihren Gegner dazu bringen, dass er denkt, Sie hätten gute Karten, obwohl Sie schlechte haben, gewinnen Sie auch. Da fängt der Spaß an.

Wie essenziell ist das Pokerface dabei?

Sie sollten Ihre Gefühle über Ihre Karten nicht preisgeben – weder mit der Mimik, noch der Körpersprache. Die meisten denken, man müsste dazu stoisch dreingucken. Aber wenn man normalerweise lebhaft ist, sollte man es auch beim Spiel sein. Dass es beim Poker jedoch nur darum geht, Leute zu durchschauen, ist ein anderes Missverständnis. Vor 30 Jahren war das so. Damals waren die besten Spieler in der Regel ältere, gewiefte Zocker, die Jahrzehnte in Casinos verbracht und ein starkes Gespür für das Verhalten von Menschen entwickelt hatten. Aber seit der Online-Poker-Revolution, mit Computer und Datenanalyse, sind die Nerds die Besten. Diejenigen, die bereit sind, die Mathematik dahinter zu büffeln. Letztendlich ist Poker ein mathematisches Problem, das man lösen muss.

Das kann aber nicht alles sein. Manche tragen Schals, sodass ihre Arterien nicht zu sehen sind, setzen Sonnenbrillen auf. Helfen solche Tricks?

Ja. Die besten Spieler verdecken den Hals. Augen und Gesicht geben nicht viel preis, weil wir uns derer bewusst sind. Aber es ist schwer, den Pulsschlag zu kontrollieren. Deswegen lasse ich meine langen Haare offen, spiele mit ihnen. Jede noch so kleine Zusatzinformation hilft. Wenn ich könnte, würde ich mit einer Tüte überm Kopf pokern.

Was Sie für den Pokertisch schildern, klingt ähnlich wie die Situation, in der Politiker jetzt wegen Corona stecken: wenig Information, hoher Druck. Was kann die Politik von Entscheidungsexperten wie Ihnen lernen?

Eine kniffelige Lage: Was immer Sie machen, ein Teil der Bevölkerung wird damit unglücklich sein. Ich bin sehr beeindruckt von Angela Merkel. Sie war ehrlich, auch was das Ausmaß der Ungewissheit angeht. Ich fände gut, wenn Politiker mehr in Prozentzahlen reden

würden, statt nur zu sagen: Es ist sehr gefährlich! Einige Leute sagen: Die Todesrate beträgt nur etwa ein Prozent. Moment! Ein Prozent, so hoch ist das Risiko, im Laufe des ganzen Lebens bei einem Verkehrsunfall zu sterben, das ist viel! Kaum etwas ist so gefährlich wie Autofahren.

Sind wir einfach alle zu schlecht in Mathe?

Absolut! Wir lernen zu viel Algebra und zu wenig Statistik, üben nicht, einen Erwartungswert zu berechnen. Dabei ist das so nützlich! Wir können keine Exponentialrechnung, das merken wir jetzt bei #Flattenthecurve. In der Schule werden die Leute mit Trigonometrie und Infinitesimalrechnung verschreckt. Simple Wahrscheinlichkeitsrechnung bekommen sie nicht ausreichend beigebracht. Wir müssen einen Weg finden, Mathe für durchschnittlich Begabte genießbar zu machen. Sie sind sonst benachteiligt im Leben.

In Armenien lernen Grundschulkinder verpflichtend Schach. Vielleicht wäre auch Poker sinnvoll?

Es hat den Ruf eines reinen Glücksspiels, da hat man Angst, es Kindern beizubringen. Als würde man sie dadurch ermutigen, um Geld zu zocken. Dabei könnte man was anderes einsetzen: Wenn du gewinnst, kannst du zehn Minuten länger raus. Aber Glück spielt schon eine Rolle. Wenn ich mit dem Schachweltmeister 100 000 Partien spielen würde, würde ich ihn nie schlagen. Ein Anfänger im Poker hingegen könnte mich ein paarmal besiegen. Wegen des Glücks ist es auch schwer zu sagen, wer der beste Spieler der Welt ist.

Sie waren schon als Kind wettbewerbsorientiert.

Das Erste, was ich werden wollte, war: Löwe. Dann wollte ich ein Jahr lang Profireiterin werden, danach Pilotin und anschließend Astronomin. Erst mit Poker habe ich das richtige Ventil für meine Lust am Wettbewerb gefunden. Ich wollte immer die Beste sein in dem, was ich mache.

Dann haben Sie Astrophysik studiert.

Ich habe die großen Fragen geliebt, nach dem Wesen des Universums. Als ich klein war, haben meine Mutter und ich oft in die Sterne geguckt. Ich dachte, mein Studium würde darin bestehen, durchs Teleskop zu schauen. So war es nicht. Aber die Theorie ist auch toll! Ich habe meine Leidenschaft für Mathe entdeckt. Abstraktes Zeug.

Wie kamen Sie denn von den Sternen zum Poker?!

Nach dem Abschluss musste ich meine Uni-Schulden abzahlen. Da bin ich über eine Fernseh-Spielshow gestolpert, wo man 200 000 Pfund gewinnen konnte. Ich wurde als eine der fünf Kandidaten akzeptiert. Dann stellte sich raus, dass sie uns Poker beibringen wollten. Ich habe nicht gewonnen, mich aber total in das Spiel verliebt. Da konnte ich die Welt bereisen, gegen die Jungs antreten und sie bei ihrem eigenen Game schlagen.

Wie trainieren Sie?

Ich studiere die Theorie. Wenn ich ins Finale komme und weiß, gegen wen ich antrete, gucke ich mir Videos über meine Gegner an. Ich halte mich körperlich fit – manche Turniere dauern sechs Tage, das lange Sitzen kann anstrengend werden. Beim Poker ist man selbst sein schlimmster Feind: Man muss seine Emotionen kontrollieren. Deswegen machen viele Spieler Yoga und Meditation.

Sie haben insgesamt knapp vier Millionen Dollar erspielt. Was können Sie besser als andere?

Es gibt zwei Arten, Entscheidungen zu treffen – langsame Kalkulation und Intuition. Letztere ist bei mir stark entwickelt, weil ich schon so lange spiele, sie hat ja was mit Erfahrung zu tun. Vielleicht auch ein bisschen damit, dass ich eine Frau bin. Wir haben ein besseres Gespür für andere Menschen beigebracht bekommen.

Und was machen Sie schlechter als andere?

Ein großer Fehler am Anfang meiner Karriere war, meine Fähigkeiten zu überschätzen. Ich war 25, gewann ein Riesenturnier, war auf den Titelseiten der Zeitungen. Ich begann, an den Hype zu glauben. Unsere Egos neigen dazu, sich Erfolge anzurechnen und Schuld anderen zuzuschreiben. So wurde ich faul. Wofür ackern, ich bin doch ein Genie!

Versuchen Sie dem Glück nachzuhelfen?

Da bin ich streng mit mir. Positives Denken hilft: Wenn wir Vertrauen haben, treffen wir bessere Entscheidungen. Aber wenn ich ein magisches Hasenfell auf den Tisch lege, kommen die Asse zu mir? Nein! Aberglaube hat viel Leid in der Welt verursacht.

Sie haben doch sicher Rituale?

Atemübungen nach dem Extremsportler Wim Hof. Sehr belebend, das Blut fängt an zu pumpen. Und ich habe ein Dehn-Ritual, um in meinem Körper anzukommen. Sie müssen sich um das Tier in sich kümmern, damit der Geist das Maximum erreichen kann. Außerdem glaube ich an Visualisierung. Ich stelle mir vor, wie ich gewinne, versuche, die Trophäe in meiner Hand zu spüren.

In Hollywoodfilmen pokern Männer immer in verrauchten Hinterzimmern. Reine Fiktion?

Oh, nein, das gibt's. Private Spiele, schwer reinzukommen. „Molly's Game", ein toller Film, zeigt das ziemlich realistisch. Ich spiele ja meist Turniere, alles sehr formell. Deswegen ist es cool, ab und zu in diese Cash-Games gelassen zu werden. Man kann da interessante Gespräche führen, wenn man mit einem Wirtschaftsmagnaten spielt. Wer nicht unterhaltsam ist, wird nicht wieder eingeladen.

Nur wenige Frauen pokern. Warum?

Lange kamen sie nicht mal in die Clubs. Außerdem muss man ein großes Einkommen zur Verfügung haben. Es ist ein aggressives, riskantes Spiel, sehr wettbewerbsorientiert, sehr abstrakt – und das ist traditionell etwas, das eher Männer anzieht. Deswegen werden wir unter den Profis wahrscheinlich nie 50:50 erleben. Und Poker eignet sich vor allem für Leute, die sich gern obsessiv auf eine Sache konzentrieren. Frauen haben oft mehrere Interessen.

Wie häufig kriegen Sie Sprüche zu hören wie „sexy Pokerface"?

Als ich anfing, bekam ich viel Aufmerksamkeit, weil ich eine junge Frau war. Es wurden Rangordnungen aufgestellt: Top Ten der sexiest Pokerspielerinnen. Boulevardblätter lieben das. Zum Glück ist das in den letzten Jahren fast verschwunden. Sexismus gibt's immer noch. „Das ist kein Spiel für Mädchen, verschwinde!", höre ich öfter am Tisch. Das liebe ich aber, weil ich denke: Dem zeige ich's.

Tragen Sie deshalb nackte Arme und Make-up bei den Turnieren, statt wie die Männer Hoodies?

In einer idealen Welt sollte mein Aussehen egal sein. Ein Teil von mir will einfach hingehen, das Haar zurückgebunden, ohne Make-up, aber spiele ich dann schlechter, weil ich unsicher bin?

2010 gewannen Sie bei einem Spiel 1,25 Millionen Euro. Was haben Sie mit dem Geld gemacht?

Eine Wohnung in London gekauft. Und Zeit, die einzig wirklich begrenzte Ressource. Geld verschafft mir so viel Zeit wie möglich.

Sie setzen es auch für „Effektiven Altruismus" ein, eine bestimmte Art zu spenden. Die „Huffington Post" nannte Sie „die Pokerspielerin, die die Welt retten will". Ist das ihr Ziel?

Auf jeden Fall eines. Mein Partner ...

... der erfolgreiche Pokerspieler Igor Kurganow ...

... und ich haben eine Organisation gegründet, „Raising for Effective Giving". Wir waren dankbar für unser Glück, aber auch frustriert vom Poker und fragten uns: Gibt's einen Weg, weiter zu spielen und Mehrwert für die Gesellschaft zu schaffen? Anders als Poker ist Philanthropie eine Win-win-Situation. Wir lernten Philosophen kennen, die versuchen rauszufinden, wie man Wohltätigkeit effektiver gestalten kann. Traditionell beruhten Spenden ja darauf, dass Leute Bilder von irgendwo auf der Welt sehen, entsetzt sind und Geld hinwerfen, um das Problem zu lösen.

Was ist so falsch daran?

Der Effektive Altruismus wendet Rationalität an, wissenschaftliche Denkweisen, um mit beschränkten Mitteln so viel Gutes wie möglich zu erreichen. Es gibt dabei drei Größen: Wie viele Menschen sind betroffen, wie lösbar ist das Problem, und wie viel Beachtung bekommt es schon? Anders als Krebs wurde die Pandemieforschung zum Beispiel eher vernachlässigt.

Welche Initiativen unterstützen Sie?

Die „Against Malaria Foundation“ rettet beispielsweise ein Leben für durchschnittlich 3000, 4000 Dollar. Wenn Sie das vergleichen mit den Summen, die westliche Staaten üblicherweise ausgeben, etwa bei Krebs – das sind unter Umständen Millionen. Nicht, dass man es ändern sollte. Aber schätzen wir wirklich ein westliches Leben so viel mehr wert? Das scheint mir moralisch grundfalsch. Einige NGOs sind hundertmal besser als andere in Bezug auf die Nutzen im Verhältnis zu den Kosten.

Ihre Argumentation erinnert an Corona-Debatten: Sind die Alten es wert, dass wir alles für sie aufgeben?

Unglücklicherweise muss man Dinge quantifizieren, sonst trifft man Entscheidungen blind. Als Resultat werden mehr Menschen leiden. Eine Organisation, die ich zurzeit stark unterstütze, ist das „Good Food Institute“. Die versuchen, mit neuen Technologien unseren Bedarf an Tieren als Fleischlieferanten zu reduzieren. Das würde so viele Probleme auf einmal lösen, was Tierleid und Umweltschäden betrifft, den globalen Hunger, Klimawandel und die Resistenz gegen Antibiotika!

Ihr Kollege Stefan Huber, ebenfalls Effektiver Altruist, sagte mal, dass er vor allem nachts pokert, weil dann mehr Süchtige und Betrunkene spielen, gegen die er leichter gewinnt. Ist das noch ethisch?

Kommt drauf an. Könnten Sie nachweisen, dass der Verlust dieser Leute größer ist als der Gewinn für eine Leben rettende NGO, wäre es unethisch. Sind Sie sicher, dass er sowieso verloren hätte, nur gegen wen anderen – dann ist es besser, dass Sie es gewinnen und einer solchen Organisation geben.